Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie in 300 Bändchen.

Einhundertvierundachtzigstes Bändchen.

Anthologie aus Herder.

Siebenter Theil.

Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker

für alle Stände.

(„Bildung macht frei!“)

Einhundertvierundachtzigstes Bändchen.

Anthologie aus Herder.

Siebenter Theil.

Gedanken und Aphorismen.

Zweiter Theil.

Hildburghausen:
Druck vom Bibliographischen Institut.
New-York: Hermann J. Meyer.

Aphorismen und Gedanken.

(Schluß.)

12.

Geschichte.

Ein politischer Weissager steht auf dem unsichersten Grunde, er möge aus Weltklugheit oder Eingebung Prophet seyn; je mehr er Eingebung (auch nur im lindesten moralischen oder politischen Verstande) hineinmischt, desto mehr hat er Klugheit nöthig, und gerade auf der Stufe hört meistens alle Klugheit auf.

Im Schimmer der Morgenröthe und bei jedem Schritte der steigenden Sonne gibt es Regungen und Schönheiten in der Natur, die bei der höchsten Mittagshöhe nicht sind; durch jene muß das Auge auf diese bereitet und fortgeführt werden.

Warum, warum ließ uns Gott diesen ganzen Gang einer lebendigen Geschichte? Etwa weil sie unnütz war? Und sollte sie unnütz seyn, weil dieser und jener sie nicht benützen mag, und dessen für werth findet? Bezieht sich nicht alle Folge auf die Vorzeit, so wie die Vorzeit auf die Folge und alle Theile eines Gebäudes auf einander?

Die Geschichte ist Naturlehre der Succession; in der Naturlehre moralisirt man aber nicht, wie das Thier nach unserem Kopfe seyn sollte, sondern wie? woher? und wozu es da ist? Und dann siehet man hinten nach, daß kein absolutes Gift in der Natur existire, das nicht im Ganzen auch Arznei und Balsam seyn müsse.

Sogenannte historische Romane sind gemeiniglich die langweiligsten Romane, historische die schläferigsten Dramen: und überhaupt gibt es dem Gemüthe eine unangenehme Empfindung, wenn ohne Erreichung einer Kunstidee das Geschehene und die Dichtung dergestallt vermengt werden, daß man nicht weiß, was man lieset. Die reine historische Exposition eines Zeitraums, eines gesellschaftlichen Verhältnisses als eines charakteristischen Sittengemäldes, wenn sie gleich nicht so lebhaft

als ein Roman oder Drama seyn kann und seyn soll, wird dem ruhigen Leser dennoch unterhaltend und lehrreich seyn; sie belohnt ihre mindere Lebhaftigkeit durch einen reineren Umriß der Wahrheit.

Nur durch den Geist, den wir in die Geschichte bringen, und aus ihr ziehen, wird uns Menschen- und Völkergeschichte nützlich. Geistlos zusammengestellte Facta stehen unfruchtbar da; auch die Entwickelung historischer Umstände kann keinen andern Zweck haben, als Evidenz, Wahrheit. — Was uns in der Geschichte zunächst anspricht, sind Sitten und Charaktere, sowohl der Völker als einzelner Menschen. Diese in's Licht zu stellen, sie durch Erweise und Vergleichungen sprechend zu machen, ist der edle Zweck einer psychagogischen Geschichte. Welche Nation dies am besten that, die bearbeitete das Feld der Begebenheiten auf's Nutzbarste, auf's Angenehmste.

„Kulturgeschichte der Völker", in welchen Traum versetzt uns dies Wort, oder vielmehr, in welche unendliche Laufbahn! Wie viel und wie wenig ist in ihr geschehen! Und auf welchen Wegen ist Manches bewirkt worden! Völker blühten und verblühten; mancherlei war ihre Frucht im großen

Garten. Sie pflanzten sich fort, sie mischten sich untereinander, auch jener blühende Dorn, auch jene stechende prächtige Distel. Und dort und da wie ungeheure Wüsteneien, auf die kein Regen fällt, die kein Thautropfe bethauet, ihnen entgegen glänzende Eisthürme, in deren Klüften nur Lichen wächst. — Ueber die gesammte Kulturgeschichte der Menschheit haben wir nichts zu verantworten: aber Jeder an seiner Stelle, wohlauf, lasset uns eilen!

Mit jedem Denkenden über jede seiner Meinungen streiten, ist weder der Weg zur Erforschung dieser Meinung, noch zu Besitznehmung denkender Charaktere. In diese sich zu versetzen, als ob jede Meinung uns selbst gehörte, dies ist die unerläßliche Pflicht eines Geschichtschreibers, zumal der Geschichte der Menschheit; die Fähigkeit sowohl als der Trieb und Wille dazu sind sein Genius, ohne welchen er nichts vermag. Wie sich der Dichter jeder Gattung, in welcher Charaktere sprechen und handeln, von Aesop an bis zu Sophocles und Homer in jeden dieser Charaktere setzt, ihn sprechen und handeln läßt, sich aber vergißt und leugnet: so und noch angelegentlicher der Geschichtschreiber der Menschheit, denn er ist Richter. Er darf keiner Meinung Unrecht thun; nicht entzweien muß er die Streitenden wollen, sondern vereinen. Nie gab's eine redliche Meinung, die ganz falsch, viel-

leicht selten eine, die ganz wahr war; im Sinne derer, die sie hatten, war jede wahr, sie drückten sich nur unrecht aus oder waren getäuschet.

Wie wir uns vor Allem der Jünglingszeit mit Lust und Freude erinnern, Kräfte und Glieder bis zur Blüthe des Lebens ausgebildet, unsere Fähigkeiten bis zur angenehmen Schwatzhaftigkeit und Freundschaft entwickelt; alle Neigungen auf Freiheit und Liebe, Lust und Freude gestimmt, und alle nun im ersten süßen Tone — wie wir die Jahre für das goldene Alter und für ein Elysium unserer Erinnerung halten, (denn wer erinnert sich seiner unentwickelten Kindheit?) da am glänzendsten in's Auge fallen, eben im Aufbrechen der Blüthe alle unsere künftigen Wirksamkeiten und Hoffnungen im Schooße tragend — in der Geschichte der Menschheit wird Griechenland ewig der Platz bleiben, wo sie ihre schönste Jugend und Brautblüthe verlebt hat. Der Knabe ist der Hütte und Schule entwachsen und steht da — edler Jüngling mit schönen gesalbten Gliedern, Liebling aller Grazien und Liebhaber aller Musen, Sieger in Olympia und allem anderen Spiele, Geist und Körper zusammen nur eine blühende Blume!

Es ist das große Unterscheidungszeichen, das die Biographen alter und neuer Zeit himmelweit

von einander absondert; jene zeigen uns ihren Mann in Thaten und Handlungen, die, bis auf die kleinsten Nuancen, Verräther seiner Seele sind; die neueren malen uns selbst seinen Charakter, der oft ein Roman ihrer, öfter ein Roman ihres Autors ist. Ich weiß sehr wohl die Ursachen, warum die Alten eher als wir haben Biographen der Seele seyn können, allein, schrieb ich ein Leben, so würde ich ihnen entweder nacheifern, und statt selbst zu reden, Handlungen reden lassen; oder wenn ich ihnen ja nachbliebe, so würd' ich getrost vor mein Werk hinschreiben: „Einige Begebenheiten von dem Leben, so wie ich sie weiß und der Charakter desselben, wie er die Gestalt und Schwäche meiner Augen bekommt".

Was wird nicht zu einem Biographen erfordert, der das wahre Bild seines Autors weder verschönert noch entstellt, noch unähnlich an seinem wahren Ort im Reiche der Geister sehen will? Wie Rousseau den Sohn seiner Phantasie, den wunderbaren Emil, vor der Geburt und im Ehebette kannte, so müßte er seinen Freund durch alle Scenen seines Lebens begleitet haben, und der Vertraute seiner Geheimnisse geworden seyn, und immer müßte er ihn doch fremd, wie ein müßiger Zuschauer beobachten können, um jeden Augenblick mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Unparteiisch, wie ein Richter der Todten müßte er urtheilen; und — doch gehört nicht fast ein kleiner Grad von ver-

liebter Schwärmerei dazu, seinen Mann so sehr der Phantasie einzuprägen, daß man sein Bild nachher wie aus dem Kopfe entwerfen kann? Und soll dies Bild aus dem Kopfe entworfen werden, wie leicht können alsdann aus der Kammer des Herzens Säfte heraufwallen, um es zu tuschen und auszumalen? Es wird in unserem Geist gepräget, und siehe da! unser Gepräge drückt sich von unten ein, und trifft in die Züge des andern.

Aus Geschichte wird unsere Erfahrung, aus Erfahrung bildet sich der lebendigste Theil unserer praktischen Vernunft. Wer nicht zu hören versteht, versteht auch nicht zu bemerken; und aus dem Erzählen zeigt sich, ob Jemand zu hören gewußt habe.

Wer bemerkt hat, was für eine unaussprechliche Sprache mit der Eigenheit eines Menschen sey, das Unterscheidende unterscheidend sagen zu können, wie er fühlt und lebt? wie anders und eigen ihm alle Dinge werden, nachdem sie sein Auge siehet, seine Seele mißt, sein Herz empfindet? — Welche Tiefe nur in dem Charakter nur Einer Nation liege, die, wenn man sie auch oft genug wahrge-

nommen und angestaunet hat, doch so sehr das Wort fleucht, und im Worte, wenigstens so selten einem Jeden anerkennbar wird, daß er verstehe und mitfühle — ist das, wie? wenn man das Weltmeer ganzer Völker, Zeiten und Länder übersehen, in einen Blick, ein Gefühl, ein Wort fassen soll! Mattes halbes Schattenbild vom Worte! Das ganze lebendige Gemälde von Lebensart, Gewohnheiten, Bedürfnissen, Landes- und Himmelseigenheiten müßte dazu kommen, oder vorhergegangen seyn; man müßte erst der Nation sympathisiren, um eine einzige ihrer Neigungen und Handlungen, alle zusammen zu fühlen, Ein Wort finden, in seiner Fülle sich Alles denken — oder man lieset — ein Wort.

13.

Sprache.

Sprache ist das Band der Seelen, das Werkzeug der Erziehung, das Medium unserer besten Vergnügungen, ja aller gesellschaftlichen Unterhaltung. Sie verknüpft Eltern mit Kindern, Stände

mit Ständen, den Lehrer mit seinen Schülern, Freunde, Bürger, Genossen, Menschen. In allen diesen Fugen und Gelenken sie auszubilden, sie richtig anzuwenden, diese Aufgabe schließt viel in sich.

Hangen nicht unsere abstraktesten Gedanken an Worten? Sind diese schlecht erfunden, bezeichnen sie halb oder gar nicht, was man durch sie bezeichnen wollte; oder verstehet man sie unrecht und glaubt an Worten Sachen zu haben, da sie doch nur Zeichen der Sachen oder unserer Gedanken von ihnen sind; in welcher Oede irret der Verstand umher! Bald ein Verführter, bald ein Verführer.

Ist die Sprache eines Menschen, einer menschlichen Gesellschaft, schleppend, hart, verworren, kraftlos, unbestimmt, ungebildet, so ist es gewiß auch der Geist dieser Menschen; denn sie denken ja nur in und mit der Sprache.

Das war gleichsam der letzte mütterliche Druck der bildenden Hand der Natur, daß sie Allen das Gesetz auf die Welt mitgab: „Empfinde nicht für dich allein, sondern dein Gefühl töne!“ Und da

dieser letzte schaffende Druck auf Alle von einer Gattung einartig war, so war dieses Gesetz Segen: „Deine Empfindung töne deinem Geschlechte einartig, und werde also von Allen wie von einem, mitfühlend vernommen!" Nun rühre man es nicht an, dieses schwache empfindsame Wesen! So allein und einzeln und jedem feindlichen Sturme des Weltalls es ausgesetzt scheinet, so ist es nicht allein; es stehet mit der ganzen Natur im Bunde. Es ist zart besaitet; aber die Natur hat in diese Saiten Töne verborgen, die, gereizt und ermuntert, wieder andere gleich zart gebaute Geschöpfe wecken und, wie durch eine unsichtbare Kette einem entfernten Herzen Funken mittheilen können, für dieses ungesehene Geschöpf zu fühlen. Diese Seufzer, diese Töne sind die Sprache.

Man sollte denken, daß ein einsamer Mensch ohne dringende Bedürfnisse, mit aller Gemächlichkeit der Lebensart, vielmehr Sprache erfinden, ja, daß seine Muße ihn dazu antreiben werde, seine Seelenkräfte zu üben, mithin immer etwas Neues zu erdenken. Allein das Gegentheil ist klar. Er wird ohne Gesellschaft immer auf gewisse Weise verwildern und bald in Unthätigkeit ermatten, wenn er sich nur erst in den Mittelpunkt gesetzt hat, seine nöthigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Er ist immer eine Blume, die, aus

ihren Wurzeln gerissen, von ihrem Stamme gebrochen, da liegt und welket. Setzet ihn aber in Gesellschaft und in mehre Bedürfnisse; er habe für sich und Andere zu sorgen; man sollte denken, diese neuen Lasten nehmen ihm die Freiheit, sich empor zu heben, dieser Zuwachs von Peinlichkeiten nehme ihm die Muße zu erfinden; aber gerade umgekehrt. Das Bedürfniß strengt ihn an, die Peinlichkeit weckt ihn, die Rastlosigkeit hält seine Seele in Bewegung; er wird desto mehr thun, je wundersamer es wird, daß er es thue.

Zu jeder Rede gehören Zwei, der Redende und der, zu dem ich rede. Verbindet dieser mit meinem Wort nicht ganz und im genauesten Umriß meinen Begriff, warum sollte ich, um ein schlaffes Mißverständniß zu vermeiden, nicht lieber das fremde Wort nützen, mit dem er meinen Gedanken denket? Zwinge ich ihn aber in meiner Sprache mit mir zu denken, so daß ihm diese nicht nur verständlich, sondern auch lieb wird, gern wird er der fremden entbehren. Manche Nation erschlaffte, wenn nicht zuweilen ein fremdes Gedankenmaß an sie gelegt, ein fremdes Gedankenziel ihr vorgesteckt würde, strebe sie jetzt nach ihm in ihrer eigenen Denkart.

In der gemeinsten Rede sprechen wir Alle, ohne daß wir es bemerken, Metaphysik; daß wir die rechte und recht sprechen, daß wir mit klaren Begriffen in einer natürlichen Ordnung dies allenthalben ohne Zwang thun, dies ist die wahre Philosophie, vor der jene dunkle Metaphysik, die sich selbst kaum versteht, wie die Nacht vor dem Tage zurückweicht.

14.

Das Lied.

Das Wesen des Liedes ist Gesang, nicht Gemälde; seine Vollkommenheit liegt im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung, den man mit dem alten treffenden Ausdruck: Weise nennen könnte. Fehlt diese einem Liede, hat es keinen Ton, keine poetische Modulation, keinen gehaltenen Gang und Fortgang derselben; habe es Bild und Bilder, und Zusammensetzung und Niedlichkeit der Farben, so viel es wolle, es ist kein Lied mehr. Oder wird jene Modulation durch irgend etwas zerstört, bringt ein fremder Ver-

besserer hier eine Parenthese von malerischer Komposition, dort eine niedliche Farbe von Beiwort u. s. hinein, bei der wir den Augenblick aus dem Ton des Sängers, aus der Melodie des Gesanges hinaus sind, und ein schönes, aber hartes und nahrungsloses Farbenkorn kauen: hinweg, Gesang! hinweg, Lied und Freude! Ist gegentheils in einem Liede Weise da, wohlangeklungene und wohlgehaltene lyrische Weise, wäre der Inhalt selbst auch nicht von Belange, das Lied bleibt und wird gesungen. Ueber kurz oder lang wird statt des schlechteren, ein besserer Inhalt genommen und darauf gebauet werden; nur die Seele des Liedes, poetische Tonart, Melodie ist geblieben. Hätte ein Lied, von guter Weise einzelne merkliche Fehler; die Fehler verlieren sich, die schlechten Strophen werden nicht mitgesungen; aber der Geist des Liedes, der allein in die Seele wirkt und Gemüther zum Chor regt, dieser Geist ist unsterblich und wirkt weiter. Lied muß gehört werden, nicht gesehen; gehört mit dem Ohr der Seele, das nicht einzelne Sylben allein zählt und mißt und wäget, sondern auf Fortklang horcht und in ihm fortschwimmet.

Alle unpolizirten Völker singen und handeln; was sie handeln, singen sie, und singen Abhand-

lung. Ihre Gesänge sind das Archiv des Volks, der Schatz ihrer Wissenschaft und Religion, ihrer Theogonie und Cosmogonien, der Thaten ihrer Väter und der Begebenheiten ihrer Geschichte, Abdruck ihres Herzens, Bild ihres häuslichen Lebens in Freude und Leid, bei'm Brautbett und Grabe. Die Natur hat ihnen einen Trost gegen viele Uebel gegeben, die sie drücken, und einen Ersatz vieler sogenannten Glückseligkeiten, die wir genießen: d. i. Freiheitsliebe, Müssiggang, Taumel und Gesang. Da malen sich Alle, da erscheinen Alle, wie sie sind. Die kriegerische Nation singt Thaten, die zärtliche Liebe. Das scharfsinnige Volk macht Räthsel, das Volk von Einbildung Allegorien, Gleichnisse, lebendige Gemälde. Das Volk von warmer Leidenschaft kann nur Leidenschaft, wie das Volk unter schrecklichen Gegenständen sich auch schreckliche Götter dichten.

Wir sehen und fühlen kaum mehr, sondern denken und grübeln nur; wir dichten nicht über und in lebendiger Welt, im Sturm und im Zusammenstrom solcher Gegenstände, solcher Empfindungen, sondern erkünsteln uns entweder Thema, oder die Art, das Thema zu behandeln, oder gar Beides — und haben uns das schon so lange, so oft, so von frühauf erkünstelt, daß uns jetzt kaum eine freie Ausbildung mehr glücken würde, denn wie kann ein Lahmer gehen? Da-

her also auch, daß unsern meisten neuen Gedichten die Festigkeit, die Bestimmtheit, die runde Contour so oft fehlet, den nur der erste Hinwurf verleihet, und kein späteres Nachzirkeln ertheilen kann. Einem Homer und Ossian würden wir bei solchem poetischen Fleiß gewiß nicht anders vorkommen, als einem Raphael oder Apelles, der durch einen Umriß sich als Apelles zeigt, der schwachhändig, kritzelnde Lehrknabe.

Musik auch in wortlosen Tönen hat ein Erhabenes, das keine andere Kunst hat; als ob sie eine Sprache der Genien, nur unmittelbar an unser Innerstes, als einen Mitgeist der Schöpfung spräche.

15.

Kunst (bildende).

Die bildende Natur hasset Abstrakta, sie gab nie Einem Alles und Jedem das Seinige auf die feinste Weise. Die bildende Kunst, die ihr nach-

eifert, muß es auch thun, oder sie ist ihres Namens nicht werth. Sie bildet nicht Abstrakta, sondern Personen; setzt die Person in dem Charakter, und den Charakter in jedem Gliede und in Ort und Stellung, als ob sie nur der Zauberstab berührt und lebend in Stein gesenkt hätte. Es ist nicht die abstrakte Liebe, die dasteht, sondern der Gott, die Göttin der Liebe; nicht die Frau Gottheit und die Jungfrau Tugend, sondern Minerva, Juno, Venus, Apollo und wie die höchstbestimmten Namen, Gebilde und Personen ferner lauten. Dem müßigen Kopfe, der den Redner, den Dichter, den Maler allegorisirt, kann ich's vergeben; der mir aber hier bei der Bildsäule, wo im höchsten Grad Alles substantiell, wahr und bestimmt ist, Fledermäuse hascht, die nicht Kunst sind, noch Dichtkunst, weder Seele noch Körper; dem mag's von den allegorisirten Göttern selbst vergeben werden.

Wenn ich einem Menschen seine Begeisterung vergebe, so ist's dem Liebhaber der Kunst, dem Künstler; denn ohne sie war kein Liebhaber, kein Künstler. Der elende Tropf, der vor'm Modell sitzt und Alles platt und flach sieht, der Arme, der vor der lebenden Person stehet und nur ein Farbenbret an ihr gewahr wird, sind Klecker, nicht Künstler. Sollen die Figuren vor der Leinwand vortreten, wachsen, sich beseelen, sprechen,

handeln, gewiß, so mußten sie dem Künstler auch so erscheinen und von ihm gefühlt seyn. Phidias, der den Donnergott bildete, als er im Homer las und vom Haupte Jupiters, von seiner fallenden Locke ihm Kraft herabsank, dem Gotte näher zu treten und ihn zu umfangen in Majestät und Liebe: Apollonius Nestorides, der den Herkules machte und den Riesenbezwinger in Brust, in Hüften, in Armen, im ganzen Körper fühlte: Agasias, als er den Fechter schuf und in allen Sehnen ihn tastete und in allen Kräften ihn hingab, wenn diese nicht begeistert sprechen durften, wer darf's denn? Sie sprachen durch ihr Werk und schwiegen. Der Liebhaber fühlt, schafft ihnen nach und stammelt im Umfang, im Meere von Leben, was ihn ergreifet. — Ueberhaupt, je näher wir einem Gegenstande kommen, desto lebendiger wird unsere Sprache, und je lebendiger wir ihn von fernher fühlen, desto beschwerlicher wird uns der trennende Raum, desto mehr wollen wir zu ihm. Wehe dem Liebhaber, der in behaglicher Ruhe seine Geliebte von fern als ein flaches Bild ansieht und genug hat! Wehe dem Apollo-, dem Herkulesbildner, der nie einen Wuchs Apollo's umschlang, der eine Brust, einen Rücken Herkules auch nie im Traume fühlte. Aus Nichts kann wahrlich nichts Anderes als Nichts, und aus dem unfühlenden Sonnenstrahl nie warme, schaffende Hand werden.

Trauriges Schicksal der schönen Künste, wenn sie am Willen oder an der Lust eines Einzigen haften! In seiner Jugend spielen sie um ihn her; aus dem Frühlinge begleiten sie ihn etwa bis in den Sommer des Lebens; im Herbst, im Winter, wo sind sie? Der Nachfolger führt eine andere Jugend herbei.

So wie es einen Strich auf der Erde gibt, in dem die schöne regelmäßige Bildung Natur ist, so gab Gott einem Volke dieses Erdstrichs Raum und Zeit und Muße, in seiner Jugend und Lebensfreude das Werk, das aus seiner Hand kam, ganz und rein und schön sich zu ertasten und in dauernden Denkmalen für alle Zeiten und Völker zu bilden. Diese Denkmale sind die klassischen Werke ihrer Hand, wie ihre Schriften des feinfühlenden menschlichen Geistes; im stürmigen Meer der Zeiten stehen sie als Leuchtthürme da, und der Schiffer, der nach ihnen steuert, wird nie verschlagen. Es ist traurig und ewig unersetzlich, aber vielleicht gut, daß die Barbaren viel von ihnen zerstört haben. Die Menge könnte uns irre machen und unterdrücken, so wie in der Stadt, die noch jetzt die meisten besitzt, es vielleicht den wenigsten Geist gibt, der, ihrer werth, sie umfange und verneue. Auch sollen sie nur Freunde seyn, nicht Gebieter: nicht unterjochen, sondern, was auch ihr Name sagt, Vorbild seyn, uns die Wahr-

heit alter Zeiten leibhaft darstellen und uns in Uebereinstimmung und Abweichung auf die Lebensgestalten der Unseren weisen.

Wie weit ist's mit der Kunst gekommen, wenn sie keine leibhafte Wahrheit mehr hat; wenn sie statt des großen einen, Seeledurchwebten Ganzen nach einem Schmetterlinge von Witz, von Bedeutung hascht, der um, oder neben, oder über ihm schwebe! Und den sie doch auch, so klein der Preis wäre, nicht einmal zu erreichen, nicht auszudrücken vermag.

16.

Liebe.

Es ist wunderbar, welchen Blick in Allem die beiden Geschlechter gegen einander haben, wie tief der Mann das Weib und das Weib den Mann kennet. Jedes kann seinem Geschlechte Unrecht thun und thut ihm oft, nicht eben aus Neid,

Unrecht; aber sein Urtheil über das andere ist, wo es nicht Leidenschaft verblendet, sondern Leidenschaft wappnet, furchtbar strenge. Die Liebe holt das wahre Ideal, den Engel; Haß den Teufel aus uns hervor, der in uns liegt, und den wir oft selbst nicht zu sehen oder zu finden vermögen. Die Ursache ist klar. Zum allgemein menschlichen Gefühle kam noch ein Geschlechtsgefühl hinzu, das wir ja auch bei den erhabensten Urtheilen über das, was Mensch ist, nicht ganz verleugnen. Der Mann muß immer, er mag dichten oder regieren, Menschen oder Statuen schaffen, als Mann, das Weib immer als Weib fühlen.

Wie zwei Lichter am Himmel, so hat Gott auf der Erde zwei Geschlechter geschaffen, die im Schwunge der Empfindungen sich einander das Gegengewicht leisten sollen. Eins ersetzt dem andern, was dem an Zartheit, diesem an Stärke abgeht, und im Reich der Liebe ist Zartheit mächtiger als Stärke. Die Schwachheit des Weibes erstattete und umhüllete Gott mit Reitzen. Wo er des Bedürfnisses wegen von den Regeln abgehen mußte: da schlang er den Gürtel der Liebe um sie, begabt mit dem Verlangen, das, wie jene Göttin saget, alle Stärke überwindet. — Auch in der Freundschaft ist ein Theil immer der thätige, der andere mehr beihelfend und leidend: jener

männlich, dieser weiblich; oft umgekehrt nach Geschlechtern. Einklang ist in dieser Ehe der Seelen weder angenehm, noch nützlich, noch möglich. Konsone Töne müssen es seyn, die die Melodie des Lebens und des Genusses geben, nicht unisone; sonst verliert sich die Freundschaft bald in bloße Gesellschaft.

Mütterliche Zärtlichkeit war das Pfand der Liebe, womit die Natur gleichsam aus ihrem Herzen die Schmerzen der Mutter belohnte. Nichts geht über die Angst, womit die Mutter ein verlornes Kind sucht, und nichts über die Freude, womit sie's nach langem Suchen, nach vieljähriger Entfernung wieder findet und wie neugeboren umarmet. Das Verlangen der Mutter nach Kindern ist die schönste Sehnsucht, die im Gürtel der Liebe lag, ja, aus der bei allen reinen Weibesherzen er eigentlich ganz gewebt scheinet. Sie sind die Priesterinnen am heiligen Feuer der Vesta, und wehe dem verachteten Geschöpf, das statt dieser Flamme von einer anderen glühet! Nur die Spitze seines Pfeils hat Amor mit Verlangen gesalbt; unglücklich, wenn der ganze Pfeil davon glühet.

— Es ist unbegreiflich, was oft eine menschliche Seele in die andere für dunkle Wirkung, Ahnung und Zug hat, wie man's oft an den sonderbarsten Proben einstimmiger Gemüther, Lüste und Kräfte siehet. Sympathie und Liebe, Wollust und Ehrgeiz, Neid und Eifersucht enträthseln durch Blicke, durch geheime Winke, was unter sieben Decken in der Brust verborgen liegt, wittern gleichsam aus lauter kleinen sichtbaren Anzeigen das tief verborgene Geheimniß. — Dies sind kleine verzerrte Proben von dem, was eine reine menschliche Seele mit Fleiß, Liebe und Wartung über den andern und wie weit sie in ihn hineinzudringen vermöge! — eine Tiefe, von der man noch bisher weder Grund hat, noch zu Grunde zu kommen ein Senkblei weiß.

Die Gottheit hat es weise und gut gemacht, daß wir unser Daseyn nicht in uns, sondern nur durch Reaktion gleichsam in einem Gegenstande außer uns fühlen sollen, nach dem wir also streben, für den wir leben, in dem wir doppelt und vielfach sind. Die Menge anziehender Gegenstände, die die Natur um uns legte, sind also von ihr in so mancherlei Entfernungen gesetzt, und mit so verschiedenen Arten und Graden der Anziehungskraft begabt, daß eben hierdurch ein reiches und zartes Saitenspiel der Empfindungen von vielerlei Tönen

und Modis in uns möglich ward, und unser Herz und Leben gleichsam eine Harmonika des Verlangens, das Kunstgebilde einer immer reinern unersättlichen, ewigen Sehnsucht wurde.

Das weibliche Geschlecht, das die Liebe überhaupt zarter als das unsere behandelt, fühlt, wie viel die Flamme derselben mit jedem Genuß verliere, wie sie, der Natur aller anderen Flammen zuwider, erstickt, wenn sie ausbricht, und durch jede Aeußerung ihre innere Kraft und Seligkeit schwächet. Keusch und heilig sucht's also das Geheimniß selbst im Herzen des Liebenden zu bewahren, sobald es desselben gewiß ist; und nichts macht sich gewisser als dieses. Das Geheimniß wird gleichsam entweiht, wenn es nur die Lippen berührt; es erstirbt auf gewisse Weise schon im ersten Kusse, im ersten Seufzer. Aber da wir einmal Körper sind, so verliert Psyche freilich, wie die alte Fabel lautet, ihre himmlischen Fittige, sobald sie zur Materie herabsinkt. Ist es Wunder, daß sie sich so lange und mit so vieler Mühe noch täuschen will, daß sie nicht den Körper, sondern nur das, was ihrer Natur ist, die Seele des Geliebten liebe? gleich als ob sie sich ihrer Erniedrigung schämte, und die kurze Dauer des Genusses, den sie sucht, prophezeite.

Ich weiß nicht, welche Mythologie irgend eines asiatischen Volks ihre Zeiträume des höchsten Alterthums so eintheilt, daß die Menschen (damals noch paradiesische Geister) sich Jahrtausende zuerst durch Blicke, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung geliebt hätten, bis sie in langen Zeiträumen endlich zu den niedrigen Arten des Genusses allmählig hinabgesunken wären. Der Augenblick geistigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch einen Blick, setzt uns gleichsam in diese Zeit zurück und mit ihr in die Freuden des Paradieses. In ihm genießen wir zurückempfindend, was wir so lange suchten, und uns selbst nicht zu sagen wagten; in ihm genießen wir vorempfindend alle Freuden der Zukunft, nicht ahnend, sondern habend, ja wenn man so sagen darf, mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln, selten hinzuthun; und oft thut sie ab; sie vermindert den Wahn des Genusses bei jedem Genusse. Jener Augenblick ist der, da Psyche den Gott der Liebe erblickt, den sie so lange verschleiert liebte: ach, warum, Unglückliche, ließest du den Funken fallen? und endetest damit auf so lange, lange Zeit alle deine Freuden.

———

Die Natur fängt immer vom Einzelnen an, und nur wenn sie die Neigungen des Individuums in seinem kleinen Kreise geordnet und befriedigt hat,

kettet sie mehre an einander und ordnet ihre Empfindungen zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit. Aus glücklichen Familien besteht das Wohl des Staats; oder seine Glückseligkeit ist eine Scheingröße. Nachdem in einem Menschen sinnliche und geistige Freuden, Freundschaft und Liebe, Vaterzärtlichkeit und eigene Tugend wohlgeordnet und wohlgepaart sind, nachdem ist er für sich und Andere glücklich. Unmöglich kann er also wie Meeresschleim mit Allem zusammenfließen, unmöglich Alles in gleichem Grade lieben, loben und gutheißen, oder jeden Staub in einen Sonnenstrahl verwandeln wollen, damit er doch auch das Staubkorn als einen Sonnenstrahl liebte. Er schadet damit dem Guten so sehr als dem Bösen, und verliert zuletzt ganz sein Urtheil und seinen Standpunkt. Wer nicht zurückstoßen kann, kann auch nicht anziehen: Beide Kräfte sind nur Ein Pulsschlag der Seele.

Unter allen gesellschaftlichen Verhältnissen ist das Band der Geschlechter und Familien das zarteste, das die Geschichte entwickeln kann und festhalten sollte; denn auf ihm beruht nicht nur der ächte Ruhm einer Nation, sondern auch ihr innerer dauernder Wohlstand. Kriegstugenden sind nur abwehrende Tugend; wo sie angreifen, erobern, zudringlich und überlästig werden, hören sie auf, Tugenden zu seyn, und werden erst Andern, dann

der Nation selbst fürchterliche Dämonen. Indem sie den häuslichen Wohlstand fremder zerrütten, bringen sie durch Ueberspannung der Bedürfnisse, der Neigungen und Kräfte eine Uniform zuwege, in der sich die Mutter aller häuslichen und bürgerlichen Glückseligkeit, die Sophrosyne, am wenigsten erkennet.

Der Mensch ist ein Tyrann des Weltalls; aber wie bald ist auch dieser kleine Tyrann, wenn er in den Grenzen der Natur bleiben will, vom Raube gesättigt! Jeder sinnliche Genuß ist eigentlich nur ein mildgemachtes Bedürfniß; wo die Zerstörung des Gegenseitigen aufhört, fängt erst ein freierer, schönerer Genuß, ein fröhliches Nebeneinanderseyn vieler Geschöpfe an, die sich wechselseitig einander suchen und lieben. Ein Tyrann, der Alles allein seyn, der Alles verschlingen will, wie Saturn seine Kinder, ist weder zur Freundschaft noch zur Liebe, selbst nicht einmal zur Vaterzärtlichkeit fähig. Er drückt und unterdrückt; neben ihm kann nichts wachsen, geschweige, daß es mit ihm zusammenwachse zu Einer gemeinschaftlichen Krone.

Sobald mehre Geschöpfe milde neben einander sind, und sich einander wechselseitig genießen wollen: so folgt, daß keines auf den alleinigen, also auch nicht auf den höchsten Genuß ausgehen müsse, oder es zerstört um sich her. Es muß geben und

nehmen, leiden und thun, an sich ziehen und sanft aus sich mittheilen. Dies macht zwar allen Genuß unvollständig, es ist aber der wahre Takt und Pulsschlag des Lebens, die Modulation und Haushaltung des Verlangens, der Liebe und aller Süßigkeiten der Sehnsucht.

Nur auf unserem eigenen Daseyn und Bewußtseyn ruht die Existenz Anderer, so fern sie durch Liebe und Sehnsucht mit uns verknüpft sind; verlören wir jene, so hätten wir auch von dieser keinen Genuß mehr. Nothwendig wird unsere Existenz von Stufe zu Stufe immer freier und wirkender werden: unser Genuß wird weniger verderben und zerstören: wir werden immer mehr Freuden schmecken lernen, indem wir geben und thun, als indem wir nehmen und leiden. Indessen scheint das gegenseitige Verhältniß nie ganz aufhören zu können, das die Summe dieses ganzen Glücks macht. Um zu geben, müssen immer Gegenstände seyn, die da nehmen; um zu thun, Andere, für die man thue; Freundschaft und Liebe sind nie möglich, als zwischen gegenseitigen freien, konsonen, aber nicht unisonen, geschweige identificirten Geschöpfen. Und was endlich den Genuß des höchsten Wesens anbetrifft, o da bleibt's immer „Hyperbel mit ihrer Assymtote", wie unser Autor sagt, und muß es bleiben. Die Hyperbel nähert sich der Assymtote, aber sie erreicht sie nie;

zu unserer Seligkeit können wir nie den Begriff unseres Daseyns verlieren, und den unendlichen Begriff, daß wir Gott sind, erlangen. Wir bleiben immer Geschöpfe, wenn wir auch die Schöpfer großer Welten würden. Wir nahen uns der Vollkommenheit, unendlich vollkommen aber werden wir nie. Das höchste Gut, was Gott allen Geschöpfen geben konnte, war und bleibt eignes Daseyn, in welchem eben Er ihnen ist und von Stufe zu Stufe mehr seyn wird Alles in Allem.

17.

Freundschaft.

Einzeln ist der Mensch ein schwaches Wesen, aber stark in Verbindung mit Andern. Einsam mühet er sich oft umsonst. Ein Blick des Freundes in sein Herz, ein Wort seines Rathes, seines Trostes weitet und hebt ihm den niedrigen Himmel, rückt ihm die Decke des Trauerns hinweg.

Ein geselliger Mensch ist leicht- und wohlgestimmt; er stimmt sich selbst leicht zu jeder Gesellschaft und so stimmt sich diese auch leicht zu ihm. Er drückt Niemand mit seinem Daseyn, er verengt keinen; und so ist Jedermann gern um ihn — man ist auch in einem gewissen Grade mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges. Charaktere der Art sind zum täglichen Umgang gut, aber Freundschaft — welch' ein anderes heiliges Band ist diese! Herzen und Hände knüpft sie zu einem gemeinschaftlichen Zweck zusammen und wo dieser Zweck augenscheinlich, wo er fortwährend anstrengend, selbst unter oder hinter Gefahren vorliegt: da ist das Band der Freundschaft oft so genau, fest und herzlich, daß nichts als der Tod es zu trennen vermochte. Der Phalanx griechischer Freunde im Kriege, die alle wie Einer siegten oder starben; jene hellen Zwillingsgestirne der Freundschaft, die unter allen Nationen, Hebräern und Griechen, Scythen und Wilden aus der Nacht der Zeiten hervorglänzen und dem menschlichen Herzen so wohlthun wodurch waren sie Freunde? Ein gemeinschaftlicher Zweck verband sie. Gefahr zog den Knoten zusammen, erprobte Treue, fortgehender wachsender Eifer, glorreiche Mühe, gemeinschaftlicher Genuß der Mühe, Noth und Tod endlich machten den Knoten unauflöslich. Wie wahr ist's, was jener Freund von seinem Freunde singet: Deine Liebe war mir mehr als

Frauenliebe! Die Schöpfung kennt nichts Edleres als zwei freiwillig und unauflöslich zusammengeschlungene Hände, zwei freiwillig Einsgewordene Herzen und Leben. Gleichviel ob diese beiden Hände männlich oder weiblich oder beiderlei Geschlechtes sind: es ist ein stolzes, aber ungereimtes Vorurtheil der Männer, daß nur sie zur Freundschaft taugen. Oft ist ein Weib zu ihr zarter, treuer, fester und goldreiner, als eine Reihe schwacher, fühlloser unreiner Männerseelen; und wo Untreue, Eitelkeit, Rivalität, Leichtsinn Statt findet, da ist Freundschaft für beide Geschlechter unmöglich. Auch Ehe soll Freundschaft seyn, und wehe, wo sie's nicht ist, wo sie nur Liebe und Appetit seyn wollte! Es ist einem edlen Weibe süß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geschweige sich mit ihm zu freuen, und er sich in ihr, sie sich in ihm wirksam, fröhlich, honett, geschätzt und glücklich zu fühlen. Die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder ist der schöne leitende Zweck ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter beide süß belohnt. Als zwei verschlungene Bäume stehen sie da und werden dastehen, umringt vom Kranze jugendlich grünender Bäume und Zweige. — Ueberhaupt ist ein gemeinschaftliches Leben das Mark der wahren Freundschaft: Aufschluß und Theilung der Herzen, innige Freude an einander, gemeinschaftliches Leid mit einander, Rath, Trost, Bemühung, Hülfe für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten und innere Belohnung. Was für

zarte Geheimnisse gibt's in der Freundschaft. Delikatessen, als ob die Seele sich in des Andern Seele unmittelbar fühle und vorahnend seine Gedanken so richtig erkenne, als ob's ihre eigenen Gedanken wären. Und gewiß, die Seele hat zuweilen Macht, sie so zu erkennen, so in des Andern Herz unmittelbar und innig zu wohnen. Es gibt Augenblicke der Sympathie auch in Gedanken, ohne die mindeste äußere Veranlassung, die zwar die Psychologie nicht erklärt, aber die Erfahrung lehrt und bekräftigt. Es gibt Erinnerungen, auch ferne Erinnerungen abwesender Freunde an einander, die oft von der wunderbarsten, mächtigsten Art sind. Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar in eine andere Seele zu wirken, wo könnte es natürlicher seyn, als bei der Freundschaft? Diese ist reiner und also gewiß auch mächtiger als die Liebe; denn wenn die Liebe sich zur Särke und Dauer einer Ewigkeit erheben will, muß sie zuerst von der groben Sinnlichkeit geläutert, ächte und wahre Freundschaft werden. Wie selten gelangt sie dahin! Sie zerstört sich selbst oder zerstört ihren Gegenstand mit durchdringenden fressenden Flammen, und Beide, das Liebende und das Geliebte, liegen sodann wie ein Häufchen Asche dá. Aber die Gluth der Freundschaft ist eine reine erquickende Menschenwärme. Die beiden Flammen auf Einem Altar spielen in einander, heben und tragen frohlockend einander, und oft noch in der Stunde der

traurigen Scheidung schweben sie fröhlich und einig in's Land der reinsten Vereinigung, der treuesten untrennbaren Freundschaft siegend empor!

Die Natur hat schmale Grenzen um jedes Einzelne gezogen; und es ist der gefährlichste Traum, sich unumschränkt zu denken, wenn man eingeschränkt ist, sich Despot des Weltalls zu glauben, wenn man von nichts als einzelnen Almosen lebet. Die ganze Schöpfung mit Liebe zu umfassen, klingt schön; aber vom Einzelnen, dem Nächsten fängt man an: und wer dies nicht tief, innig, ganz liebet, wie sollte er, was entfernt ist, was aus einem fremden Gestirn nur schwache Strahlen auf ihn herab wirft, lieben können? — so, daß es auch nur den Namen der Liebe verdiente. Die allgemeinsten Kosmopoliten sind meistens die dürftigsten Bettler: sie, die das ganze Weltall mit Liebe umfassen, lieben meistens nichts, als ihr eigenes Selbst. —

18.

Charakter. Ehre.

Was ist seltener in unseren Tagen, als einen menschlichen Charakter zu erfassen, wie er ist, ihn treu und ganz zu halten und fortzuführen? Da muß uns immer die liebe Vernunft und Moral, wie das Licht und die Farbe zu Hülfe kommen, weil er auf seinen Füßen nicht stehen will und sich von Seite zu Seite, wie ein Gespenst, verändert. Das macht, wir sehen so viel, daß wir gar nichts sehen, und wissen so viel, daß gar nichts mehr unser, d. i. etwas ist, was wir nicht gelernt haben konnten, was mit Tugenden und Fehlern aus unserem Ich entsprang.

Die Philosophie ist reich an Mitteln, die uns über erlittene Unfälle trösten sollen; unstreitig aber ist das beste Mittel dagegen, wenn sie uns stärkt, neue Uebel zu ertragen, und uns ein festes Beruhen auf uns selbst mittheilt. Der meiste Wahn,

der unsere Seelenkräfte schwächt, kommt von außen; nun aber sind wir nicht die Gegenstände um uns her. Traurig ist es freilich, wenn einem Menschen die Lage, in der er lebt, mit allen ihren Umständen und Kostbarkeiten so verleidet, so verbittert ist, daß er auch keine Traube und Blume derselben anrühren mag; sie zerfallen ihm unter der Hand zu Asche, wie jene Sodoms-Früchte. Indessen ist es doch nicht die Lage; er ziehe wie die Schildkröte die Glieder ein und sey, was er seyn kann und soll. Je mehr er vom Erfolge seiner Handlungen wegsieht, desto mehr ruhet er in der Handlung; dadurch wird die Seele stärker und belebet sich wie eine neu aufspringende Quelle. Die Quelle berechnet nicht, über welche Erdlagen ihr Strom fließen, welche fremde Theile er annehmen und wo er endlich versiegen werde; sie strömt aus eigener Fülle in unaufhaltsamer Bewegung. Was Andere uns von uns selbst zeigen, ist nur der Schein; er hat immer einigen Grund und ist nie ganz zu verachten; es ist aber nur der Wiederschein in ihnen, der von ihrer eigenen oft zerbrochenen und düstern Gestalt zurückgespielt wird, nie unser Wesen. Laß das kleine Gewürm um und über dich kriechen; und sich äußerst bemühen, daß man dich für todt halte; sie wirken in ihrer Natur, wirke du in der deinen und lebe. Ueberhaupt hält uns unsere Brust, unser Charakter vielmehr und länger aufrecht empor, als alle Spitzfindigkeit des Kopfes und jede Verschla-

genheit des Geistes. Im Herzen leben wir, nicht in den Gedanken. Meinungen Anderer können ein günstiger oder feindlicher Wind in unsere Segel seyn. Umstände können uns, wie das Meer die Schiffe, hier festhalten, dort gewaltig fördern; Schiff und Segel, Kompaß, Steuer und Ruder sind aber doch unser. Ergraue also nie, wie der alte Tithon, im Wahn, daß deine Jugend dahin sey; vielmehr fahre mit neu erweckter Thätigkeit täglich aus deinen Armen eine neue Aurora.

Was Andere nicht thun, thue Jeder an sich in Betracht der fehlenden Menschheit; er werde sein eigener Arzt. Insonderheit suche er den Grund der Krankheit in sich zu heilen, der gewöhnlich Anmaßung (Präsumtion) ist. Man trauet sich zu, was Andere recht- oder unrechtmäßig uns nicht zutrauen; man fordert tiefere Beugung vor sich, höhere Achtung seiner. Thörichte Forderung, wenn sie auch mit Grunde geschähe. Niemand kann höher achten, als er Gefühl für's Vorzügliche hat; über flache Tellerseelen ergießt sich Alles gleichartige. Zudem ist eine erzwungene Achtung noch unanständiger und unbefriedigender als eine erzwungene Liebe. Der Achtungswürdige muß der Achtung entbehren können, ja sich in ihr als einer unnöthigen Zuthat selbst betroffen fühlen; sobald er sie sucht und nach ihr läuft, sie erkaufend

trotzend, erkünstelnd, wird er verächtlich. Grämt er sich über ihren Verlust, sofern er sie nicht durch eigene Schuld verloren, so zeigt er sich klein, schwach, erbärmlich.

Treu' und Glaube ist der Eckstein aller menschlichen Gesellschaft. Auf Treu' und Glauben sind Freundschaft, Ehe, Handel und Wandel, Regierung und alle andere Verhältnisse zwischen Menschen und Menschen gegründet. Man untergrabe diesen Grund, Alles wankt und stürzt; Alles fällt auseinander.

Es gibt keine einseitigen Pflichten und einseitige Rechte. Pflichten und Rechte gehören zusammen, wie die obere und untere, wie die rechte und die linke Seite. Was hier konvex ist, ist dort konkav; und bleibt dieselbe Sache, derselbe Körper.

Lasset Staaten, lasset Stände gegen einander Treu' und Glauben verlieren; wer seinen Pflichten entsagt, verliert seine Rechte, die der Pflicht anklebten; er täuscht und wird getäuscht; er handelt einseitig, so wird man auch gegen ihn handeln.

Wahre Ehre, was ist sie? Ein rühmliches Bewußtseyn seiner selbst, honett zu seyn, sich gegen den Ausspruch des Rechts, der Billigkeit und der Wahrheit nichts zu erlauben, jeder seiner Pflichten Genüge zu thun, vor sich, dem schärfsten Richter. Ohne diese innere Ehrlichkeit (Honnetetät) findet keine wahre Ehre und Ehrliebe Statt. Behängt den Niederträchtigen mit Ordensbändern, gebt ihm das lauteste Geklatsch um ihn her und den freundlichsten Blick seines Monarchen zur unabtrennlichen Begleitung; ist es in seiner Brust übel bestellt, thut er seinen wesentlichen Pflichten gegen die Menschheit und den Staat mit Beifall seiner Ueberzeugung und der Ueberzeugung aller Guten nicht Genüge, so habt ihr einen lahmen Krüppel mit Ehre, d. i. mit dem Zeugnisse bekränzt, daß er für den schönsten Tänzer gelte. Bemerkt ihr nicht, daß alle eure Ehrenbezeugungen ihn lächerlich auszeichnen? Ehre kann nur genießen, wer Bewußtseyn des Verdienstes in sich hat; sonst wird ihm, bei einiger Ehrlichkeit gegen sich und Andere, die äußere Ehre unerträglich.

19.

G e i st.

Was Geist ist, läßt sich nicht beschreiben, nicht zeichnen, nicht malen; aber empfinden läßt es sich; es äußert sich durch Worte, Bewegungen, durch Anstreben, Kraft und Wirkung. In der sinnlichen Welt unterscheiden wir Geist vom Körper, und eignen jenem Alles das zu, was Leben in sich hält und Leben erwecket, Kräfte an sich zieht und Kräfte fortpflanzet. In den ältesten Sprachen also ist Geist der Ausdruck unsichtbarer, strebender Gewalt; dagegen Leib, Fleisch, Körper, Leichnam entweder die Bezeichnung todter Trägheit oder einer organischen Wohnung eines Werkzeuges, das der einwohnende Geist als ein mächtiger Künstler gebrauchet.

Eine große Lebhaftigkeit, die immer neue Gedanken hervorbringt, ist selten mit der Stätigkeit verknüpft, die einen einzigen Gedanken bis in seine Tiefe verfolgt. Eine fruchtbare Seele ge-

härt Ideen; diese aber zu erziehen und auszubilden, wird Andern überlassen; eine starke sinnliche Aufmerksamkeit paaret sich selten mit der Abstraktion, die sich wie Democritus die Augen blenden muß, um nicht von außen gehört zu werden, sondern ein Einziges zu zergliedern; der philosophische Scharfsinn scheint oft gegen den ästhetischen Witz, ein entgegengesetzter Pol zu seyn.

Ueber Grundsätze können sich nur Geister einander erklären. Die Zusammenkunft ist sehr entbehrlich, wenn sie nicht zugleich auch meistens sehr zerstreuend und verführerisch wäre. Im Umgange mit Geistern auf Fausts Mantel bleibt meine Seele frei; sie kann jedes Wort, jedes Bild prüfen.

20.

Geist der Zeiten.

„Was ist der Geist der Zeiten?" Allerdings ein mächtiger Genius, ein gewaltiger Dämon. Wenn Averroes glaubte, daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Seele habe, an welcher jedes Individuum auf seine Weise bald thätig, bald leidend Theil nehme, so würde ich diese Dichtung eher auf den Geist der Zeit anwenden. Wir stehen Alle unter seinem Gebiet, bald thätig, bald leidend.

„Ist er ein Schall der Aeolsharfe? ein Lufthauch der Mode?" Die flüchtige Mode ist seine unächte Schwester; er ist ihr nicht gewogen; lernt aber auch von ihr, und hat mit ihr zuweilen lehrreichen Umgang. Desto entschiedener hasset er seinen wahren Feind und Verleumder, den Geist des Aufruhrs, der Zwietracht, den unreinen abgeschmackten Pöbelsinn und Wahnsinn. Wo dieser sich hören läßt, in welchen Gesellschaften und Kreisen er ihn auch nur vermuthet, fliehet er vor ihm und verachtet selbst die Lehre aus seinem Munde. Die Stimme des geläuterten Zeitgeistes ist verständig überredend, sanft freundlich.

„Wohin will er?" Wohin er kommen kann. Er hat aus den vorigen Zeiten gesammelt, sammelt aus den jetzigen und dringt in die folgenden Zeiten. Seine Macht ist groß, aber unsichtbar; der Verständige bemerkt und nutzt sie; dem Unweisen wird sie, meistens zu spät, nur in erfolgten Wirkungen glaubhaft. „Muß der Geist der Zeiten herrschen oder dienen?" Er muß Beides an Stelle und Ort. Der Weise gibt ihm nach, um zu rechter Zeit ihn zu lenken, wozu aber eine sehr behutsame, sichere Hand gehört. Indessen wird er offenbar gelenkt, nicht von der Menge, sondern von wenigen, tiefer als Andere blickenden, standhaften und glücklichen Geistern. Oft leben und wirken diese in der größten Stille, aber Einer ihrer Gedanken, den der Geist der Zeiten auffaßt, bringt ein ganzes Chaos der Dinge zur Wohlgestalt und Ordnung. Glücklich sind die, denen die Vorsehung solch' einen erhabenen Platz gab, in welchem Stande sie auch leben. Selten wird dieser Platz durch Mühe erstrebt, selten durch lautes Geräusch angekündigt, meistens nur in Folgen bemerkt; oft müssen die großen Lenker auch viel wagen, viel leiden.

Alle Stände und Einrichtungen der Gesellschaft sind Kinder der Zeit. Diese alte Mutter gebar, nährte, erzog sie; sie schmückte, stattete sie aus,

und nach einem langen oder kurzen Leben begräbt sie sie, wie sie sich selbst begräbt und wieder verjüngt. Wer also sein Daseyn mit der Dauer eines Standes oder einer Einrichtung verwechselt, macht sich selbst unnöthige Plage; was vor Dir war, wird auch hinter Dir seyn, wenn es seyn soll. Handle so viel an Dir ist, klug und weise; ihren großen Gang wird die Zeit geben und das Ihrige vollenden. Du für Deine Person sey mehr, als Dein Stand ist: so wirst Du in ihm, er altere, wie er wolle, für Dich selbst und für Andere stets jung seyn; ja, in der dunkleren Nacht wirst Du als ein helleres Gestirn glänzen. Wer sich nicht über die Brustwehre seines Standes erhebt, ist kein Held in demselben; hinter ihr mag er kriechen, sitzen oder liegen. Der Stand als solcher macht nur Puppen, Persönlichkeit macht Werth und Verdienst. Je mehr jene träge, todte Hülle, die den besten wie den schlechtesten Kern verbirgt, dahin sinkt, desto entschiedener wird der schönere reifere Kern sichtbar.

Wir hoffen auf Zeichen und Zahlen, wir knüpfen Wünsche an ein Phantom, ein kommendes Jahrhundert. Kinder des Vorigen, nehmen wir es nicht in uns mit? in unserem Gemüth, in unserer Gewohnheit? In uns, in uns ist der Scepter und Maß, am Vorigen lasset uns lernen. Das

neue Jahrhundert schaffen wir: denn Menschen bildet die Zeit und Menschen schaffen Zeiten.

Nicht nur einzelne Personen überleben sich, sondern noch vielmehr und länger, sogenannte politisch-moralische Personen, Einrichtungen, Verfassungen, Stände, Korporationen. Oft steht Jahrhunderte lang ihr Körper zur Schau da, wenn die Seele des Körpers längst entflohen ist; oder sie schleichen als Schatten umher zwischen lebendigen Gestalten. Um sich hiervon zu überzeugen, gehe man in eine Juden-Synagoge, oder lese Anquetil's Zend-Avesta und die heiligen Bücher der Bramanen. Es ist kein Zweifel, daß alle diese Religions-Institute einst sehr nützlich waren, und daß in jeder dieser Hülsen Keime zu einer großen Entwickelung lagen. Mehr oder minder hat sie die Zeit entwickelt, den einen Keim glücklicher, so daß man in ihm vielleicht mehr suchte, als da war, den andern unvollkommen und kraftlos; wie es im großen Laufe der Natur zu geschehen pflegt. Alles indessen hat sein Ziel, und der Rabbi, der Destur und Mobed, vielleicht auch der Bramane hat sich im großen Ganzen selbst überlebet.

Wenn im Kreise der Menschheit Etwas sich nicht überleben sollte, müßte es Wissenschaft und Kunst seyn, sie, die ewiger Natur sind, der reinsten Wahrheit und einer Erweiterung in's Unermeßliche fähig; auch ist es gewiß, daß das eigentliche Wesen der Kunst und Wissenschaft nie erstirbt und sich nie ändert. Desto sterblicher aber sind ihre Formen, da diese vor allem Andern an ihrem Erfinder und Meister zu hangen, mit ihm zu entsprießen, zu blühen und unterzugehen scheinen. So lange der Erfinder lebt, so lange der Meister lehret und anweiset, schöpfet man aus seinem lebendigen Quell lebendige Gedanken; im zweiten, dritten Geschlechte durchwandert man schon nachlallende oder nachäffende Schulen; das Bild des Meisters steht todt da; seine Wissenschaft und Kunst hat sich nicht in seinen, sondern in seiner Nachfahrer Werken selbst überlebt.

Was geboren ward, muß sterben, sagt der Bramane, und was etwa durch Kunstmittel seinen Hingang aufhält, hat sich, indem es hierzu greift, schon selbst überlebet. Im Anfange des Frühlings siehet man das erstorbene Laub und Gras des vorigen Jahres noch häufig; manches davon hält sich fest an; in Kurzem aber ist Alles verschwunden, und ein neues Gewand deckt Bäume sowohl als den Schooß der Erde.

21.

Witz.

Die Sokratische Ironie, das Attische Salz, Horazischer Scherz, Cervantes ehrbare Lustigkeit, von der er am Ende des Lebens als seiner besten Freundin schied; diese Genien, Sylphen und Sylphiden sind nicht gemeine Gäste. Wen sie besuchen, wem sie gefällig folgen, er wird sie nicht verschwärzen, sondern mit ihnen Andere erfreuen und seinen Umgang durch sie beleben. Denn wie sollen wir mit einander umgehen? Unverständig, geistlos, schwerfällig, sklavisch? oder verständig, frohsinnig, geistig, artig?

Der Thorheit, und nur der unverbesserlichen feinen oder groben Thorheit gebühret Spott; welcher Mensch von feinen Sinnen wird ihn, der immer an Verachtung grenzet, auf's Heilige und Ehrwürdige, auf das wirklich Große und Schöne

anwenden? Gesundes Lachen ist ein körperlicher Zustand des Wohlbehagens; die mit ihm verbundene Disposition der Seele ist eine Mischung, ein Uebergang, in dem sich ohne Gefahr und Schaden Kontraste, die man nicht zusammenzufinden glaubte, angenehm verbinden, angenehm lösen. Daß Scherz und Spott also nicht Einerlei, daß bei'm Gebrauch beider Beurtheilung nöthig sey, wo und in welchem Maß jedes seine Stelle finde, daß ein unzeitig angebrachter Scherz, ein ungesalzener Spott das Widrigste, das Abgeschmackteste sey, das im Umgange der Geister mit einander je Statt finde: dies Alles sind so gemeine Erfahrungen, daß über sie eine stumpfe Belehrung lieber schweiget.

Daß aber auch jede Ueberstrengung nur gehoben werden kann, wenn man die Saite nachläßt, daß man Ideenverbindungen, die in Krämpfe des Gehirns übergegangen, nur durch ein Spiel anderer benachbarten Fibern sanft löst, daß man dem eingeschlossenen Kranken frische Luft, dem über Einen Gegenstand Hinbrütenden andere Gegenstände, dem Blinden nach und nach Licht, dem Betrübten Töne und Situationen des Frohsinns zu ihrer Heilung oder Aufheiterung gebe, dies wollen Aerzte nicht nur, sondern der gesunde Verstand selbst, in Krankheiten dieser Art der beste Arzt der Seele.

Ueber Witz und Frohsinn sollte Niemand urtheilen, als der selbst Witz und Frohsinn hat. In einem fremden Lande, über eine unbekannte Sache, in einer unbekanuten Sprache, wie will er richten?

22.

Enthusiasmus.

Liebenswürdiger ist nichts als ein reiner und thätiger Enthusiasmus für Wahrheit und Menschengüte, er umgibt die, denen er angehört, mit einem stillen Glanze. So treten aus der Nacht der Zeiten, o wie viele hervor, denen sterbend noch die Begeisterung auf den Lippen schwebte! denn nicht Sturm und Drang war diese Begeisterung, sondern fortwirkendes Leben. Die Gottheit streut, wohin sie will, solche himmlische Funken, läßt sie länger oder kürzer leuchten, mehr oder weniger zünden und anfeuern; aber Menschen solcher Art auch nur gekannt, mit ihnen gelebt zu haben, gibt

die frohe Empfindung: „sie waren göttlichen Geschlechtes, himmlischer Abkunft".

Sammle jede junge Seele, die des Enthusiasmus fähig ist, sich einen Almanach dieser Edlen nach eigener Empfindung und Erfahrung; merkwürdige Begebenheiten, Stellen oder Erinnerungen werden die Tage der Auszeichnung von selbst geben. Mit einem solchen Almanach lernt man durch's ganze Jahr, wie jenes östliche Volk im Tempel der Vorfahren, höhere Tugend.

Die menschliche Natur ist des Enthusiasmus nicht nur fähig und bedürftig, sondern auch nach Zeit und Art und Sache gewärtig. Ohne Begeisterung schlafen die besten Kräfte unseres Gemüths oder sie peinigen ihren Besitzer, indem sie sich matt regen. Es ist ein Zunder in uns, der Funken will, eine Ideen- und Thatengebärende Kraft, die, wenn sie nicht recht befruchtet wird, Ungeheuer gebiert, wie einst die Erde jene himmelstürmenden Titanen. Die bekannteste Erfahrung zeigt, daß, wenn ein Acker nicht mit guter Frucht besäet wird, er Unkraut trage. Dies ist der Grund der Geschichte aller guten und bösen Enthusiasten, so wie der Fanatiker, der Schwärmer. Todt ist kein Wesen in der Welt; das kraftvolleste, edelste Wesen, der menschliche Geist, kann, mag und will nicht todt seyn.

Nur darauf kommt es an, was seine Flamme entzünde? wohin sie wirke.

Man hat dem Enthusiasmus einen andern Grund angeben wollen, die Neigung des Menschen nämlich, sich selbst zu entfliehen, und wenn es seyn muß, aus sich gleichsam hinauszuwerfen. „Ihm sey, sagt man, nicht wohl bei sich selbst, ihm werde unwohl, wenn er an sich haftet". Weshalb aber wird ihm unwohl? Weil er Kräfte in sich fühlt, die auswärts streben, außer sich also ihr Ziel und Ende, ihre Beruhigung finden. Mit tausend Banden ist der Mensch an die Welt geheftet, mit sich selbst beschränkt findet er sich im engsten Gefängniß. Wer ihn also losmacht von sich selbst, wer seinen Kräften ein freies munteres Spiel verschafft, der ist sein Gott, sein Erwecker. Und spielte er auf ihm wie auf einem Instrument: wenn die Flöte tönt, wenn seine innere Saite klingt, ist ihm wohl, er läßt sie spielen. Daher das Vergnügen des Volks, in Enthusiasmus gesetzt zu werden; daher der Trieb und die Freude enthusiastischer Geister, Andere zu begeistern, zu inspiriren.

Der Enthusiasmus, Andere in Enthusiasmus zu setzen, so blendend er hervorsticht, so große Behutsamkeit hat er nöthig. Zu bald verlockt er und gewöhnt an eine usurpirte Herrschaft über die

Gemüther und Passionen anderer, schwächerer Menschen. Diese reißt der Taumel mit sich; in einer großen Versammlung wird die Begeisterung ansteckend; sie fliegt von Gesicht zu Gesicht; sie haftet an Stimmen, an Worten und Geberden. Frage der Verständige sich selbst, was durch Erhitzungen und Abkühlungen solcher Art dauernd in ihm bewirkt werde?

Immerdar sich zu spornen, Andere zu treiben und von ihnen sich bedrängt zu fühlen, ist der Zustand eines Tagelöhners, gesetzt, daß wir ihn auch mit dem Titel eines Strebens nach höchster Vollkommenheit in unablässigem Eifer ausschmücken wollten. Die menschliche Natur erliegt unter einer rastlosen Anstrengung; während der Ruhe, während des Spiels zwangloser Uebungen gewinnt sie Munterkeit und Kräfte. Selten geht der unablässige Eifer anders wohin aus, als auf Schwärmerei und Uebertreibung, die durch nichts zurecht gebracht werden kann, als durch eine Darstellung dessen, was sie ist, durch eine leichte fröhliche Nachahmung ihrer eigenen Charaktere. Da lacht der Thor, falls er noch lachen kann, über sich selbst; und im leichtesten Spiel findet man, wie Leibnitz meint, die ernsteste Wahrheit.

Wenn das bloße Gefühl von der Schönheit den Virtuosen, das bloße Gefühl für Menschheit und Tugend den Verdienstvollen bis zur Begeisterung erheben kann, so wird, wo sich diese drei Göttinnen vereinigen, die Begeisterung eine Art von Enthusiasmus selbst für die Wahrheit werden können.

Wenn ein Mensch nichts zu thun findet, grübel er über sich selbst; übel daran ist er, wenn ein Enthusiast dazu kommt, der ihn zurück in sein Inneres drängt oder dies Innere gewaltsam herauskehret. Der Mensch erschrickt für sich, wird über sich selbst verworren, dann schwach und folgt zuletzt seinem hochbeseelten, stark begeisterten Leiter. Wie traurige Geständnisse hätten wir, wenn bei reiferen Jahren mancher aufrichtig bekennen wollte, wie viel seiner Jugendkräfte, von falschem Enthusiasmus geleitet, an wesenlose oder unwürdige Gegenstände verschwendet worden! Indessen erlischt das Feuer der Jugend und das Herz bleibt zurück; eine ausgebrannte, leere Höhle. Sie glänzt nicht mehr, geschweige, daß sie wärme und anfeure, sie rauchet.

Begeisterung, Enthusiasmus für alles Große, Wahre, Schöne und Edle ist ein so treffliches

Vermögen, eine so unentbehrliche Disposition der menschlichen Seelenkräfte, daß sie sich nicht etwa durch ihre Wirkungen, sondern ihrer Natur nach selbst rechtfertigt oder vertheidigt. Unwillkürlich ziehet die Begeisterung an und theilt sich mit und reißt fort mit unwiderstehlichen Reizen; Mitbegeisterumg, Bewunderung, Liebe, Nacheiferung folgen ihr. Den kalten Spott stößet sie hinweg; die schärfsten Pfeile des Witzes fallen vor ihr nieder.

Schwärmerei ist eine Krankheit, eine ansteckende Krankheit, vielleicht die ansteckendste, der unsere Menschennatur ausgesetzt bleibt, eben weil der Mensch ein geselliges, theilnehmendes, sympathisirendes Geschöpf ist. Starke Bewegungen in der Seele des Andern, in seiner Art, Bilder, Phantasien oder Phantome zu erwecken, sich und Andern im Reich der Glückseligkeit einen Plan des Lebens zu entwerfen, gehen sobald in Andre über, und gerade die gewaltsamsten Bewegungen, wirkliche Krämpfe und Contorsionen am leichtesten, am stärksten. Ein mächtiger Wille gebietet, reizbare Naturen, Sinne, Triebe folgen. Sie folgen oft ungern und werden wider Willen gezogen, wie der betäubte Vogel ängstlich der Klapperschlange zufliegt. Diese Verwirrung menschlicher Gedanken zu entwickeln, diese Tendenzen menschlicher Kräfte und Anhänglichkeiten in ihren Bahnen zu bestimmen, dazu

ist die kälteste Vernunft, so wie das theilnehmendste Herz, kurz eine Semiotik nöthig, die viel fordert. Jedes Uebel muß der Arzt an Stelle und Ort, jeden Kranken in seiner Lebensweise nach seinen eigensten Symptomen kennen, und ja nicht über oder gegen ihn deklamiren.

Alles Uebertreibende und Uebertriebene gehet vorüber. Jede Bewegung suchet den Schwerpunkt, auf welchem sie ruhen möge.

23.

Größe.

Wenn wir das Wort groß aussprechen, so nennen wir sogleich das Werk oder Verhältniß, worin Jemand groß ist, um seine Größe auch schätzen zu können. Ein großer Tänzer, Geiger und Flötenspieler, jeder in seiner Kunst groß, ist schwerlich doch einem großen Feldherrn, Staatsmann gleich zu schätzen, der eine Nation rettet und ordnet. Wiederum nennt man an einem Künstler oder Feld-

herrn Das, worin und wodurch er in seiner Kunst groß ist. Man zerlegt sein Werk, man charakterisirt seine Seelenkräfte. Jener Maler z. B. ist in der Farbengebung groß, seine Zeichnung kann schlecht seyn; dieser Dichter in der Versifikation, seine Gedanken sind schwach, seine Bilder unkräftig. Ein Feldherr vom kalten Verstande, von reifer Ueberlegung, nicht ohne Kriegskunst, wohlberathen in Kundschaften, schlau und emsig, in Angriffen bedächtig, wird, wenn er auf Gegner trifft, wie er sie sich selbst kaum wünschen möchte, ein sehr glücklicher Feldherr seyn, er wird Geld gewinnen und Ruhm, auch der Sache, für die er ficht, sehr aufhelfen, ist er aber deshalb der größeste der Menschen? Das blutige Schauspiel ist gespielt, der Vorhang fällt; ab legt der Held seine Rüstung, der Schauspieler seine Kleider, und Beide sind in ihrem Hausrock oft die gewöhnlichsten Menschen.

Im Leben sowohl als in der Geschichte stoßen uns zuweilen Menschen auf, die aus einer andern Welt zu kommen, in eine andere Welt zu gehören scheinen; man nennt diese Seltenheiten der Natur romantische Charaktere. Sie lieben das Ungewöhnliche und es gelingt ihnen; gemeine Zwecke, gemeine Mittel sind nicht die ihrigen. Entweder denken sie von diesen geringe, oder denken an sie gar nicht; dagegen der Zweck, der ihnen im Sinn

liegt, die Mittel, die sie, ihn zu erreichen, für die nächsten und natürlichsten halten, Andern oft auch nur Hirngedanken, Geschöpfe aus dem Monde scheinen.

Wie zu jeder, so muß auch zu dieser Menschengattung die Natur selbst die Anlage gemacht haben; gewöhnlich verräth schon ihre Bildung etwas Außerordentliches, Nicht-Gemeines. Sowohl schöne Gestalt als Unform kann dies Auszeichnende seyn; in der Unform selbst aber ist das, was sie ankündigt, nicht gemein, nicht häßlich. Manche trieb sogar der Umstand, daß sie sich als Vernachlässigte von der Natur ansahen und auf dem gemeinen Wege fortzukommen nicht getrauten, zu Erweckung eines Talentes in ihnen an, das sie ungewöhnlich auszeichnen sollte. Platte Menschen verspotteten sie, oder versagten ihnen auf dem gemeinen Fahrwege verächtlich die Mitfahrt; sie mußten sich also nach einem eigenen Wege umsehen, der auch nach Babylon führe.

Jede große und starke Seele hat auch Anlage, die tugendhafteste zu werden. Wo *diese* Leidenschaft möglich war, war auch eine andere möglich, die ihr das Gegengewicht hielt, und überhaupt, welche Leidenschaft und Empfindung muß denn auf's Böse verwandt werden, daß man nicht anders könnte? Vielleicht haben Menschen von starker

Seele mehr Mühe, sich zu überwinden; sie haben aber auch mehr Kraft, und nur wenn sie den Sieg vollendet haben, sollte man sie große Menschen nennen, das ist, wenn sie gute Menschen geworden. Und alsdann ist's doch wohl ohne Zweifel, daß ein Schiff, das mit großen Winden und wohlgerüsteten Segeln fährt, weiter kommt, als der träge, lecke Kahn da am flachen seichten Ufer.

Tiefe Empfindungen müssen immer auch tiefe Kenntnisse gewähren können, die über jene herrschen, und sodann sind die stärksten Leidenschaften und Triebe wohlgeordnet, nur das sinnliche Schema der starken Vernunft, die in ihnen wirket. Selbst jede mißrathene große Seele beweist dieses in ihren bessern glücklichen Stunden. Wenn sie hinter Ausschweifungen und Tollheiten zu sich kommt, Reue und die gute Natur in ihr zurückkehrt; wie tiefer fühlt sie dann das gestiftete Gute und Böse, als jene redseligen Schwätzer, jene flachen Köpfe und Herzen! Blutthränen möchte sie weinen, und das auch späte bessere Erkenntniß wird gewiß in der Folge in ihr tiefer graben, stiller und mehr wirken, als das sprudelnde Geschwätz aller Sophisten in ihrem eigenen werthen Selbst, geschweige in Anderen gewirkt hat. Ich kenne in der Geschichte keinen verfallnen großen Mann, wo man nicht immer auch noch im Schutt den Tempel bewundern und seufzen müßte: Edler Palast, wie bist du zur Mördergrube worden.

Kein großer Geist, durch den das Schicksal Veränderung bewirkt, kann freilich mit Allem, was er denkt und fühlt, nach der Gemeinregel jeder mittelmäßigen Seele gemessen werden. Es gibt Ausnahmen höherer Gattung, und meist alles Merkwürdige der Welt geschieht durch diese Ausnahmen. Die geraden Linien gehen nur immer gerade fort, würden Alles auf der Stelle lassen, wenn nicht die Gottheit auch außerordentliche Menschen, Kometen in die Sphären der ruhigen Sonnenbahn würfe, fallen und im tiefsten Falle sich wieder erheben ließe, wohin kein Auge der Erde sie verfolgt. Auch thut es nur Gott oder unter Menschen ein Thor, daß er jede fernste moralische oder unmoralische Zwischenfolge einer Handlung auf die Rechnung des Verdienstes und der ersten Absicht des Handelnden setzet! Wer fände sonst in Allem in der Welt mehr Ankläger als der erste und einzige Handler, der Schöpfer! — Aber meine Brüder, lasset uns ja die Pole nicht verlassen, um die sich Alles dreht, Wahrheit, Bewußtseyn des Wohlwollens, Glückseligkeit der Menschheit! Lasset uns am allermeisten auf der größten Höhe des Meeres, auf welcher wir jetzt schweben, im Irr- und Nebellichte, das vielleicht ärger ist als ewige Nacht, lasset uns da fleißig nach diesen Sternen, den Punkten aller Richtung, Sicherheit und Ruhe hinsehen, und dann mit Treue und Emsigkeit unsern Lauf steuern.

Es ist eine alte ewige Bemerkung, daß die würdigsten Erleuchter und Besserer der Welt nicht sogleich wirkten, oft lebenslang verkannt wurden, und nach Jahrhunderten blühte erst ihr Ruhm hervor. Warum? Ihre Gedanken- oder Empfindungssphäre war dem Jahrhunderte zu fern und zu hoch. „Was will dieser Steinklump sagen?" sagten sie zum Fuß der Bildsäule, (denn höher hinauf langte ihr Blick nicht) und bewarfen das arme Postament, (nicht die Bildsäule, an die ihre Hand voll Mist nicht reichte) mit Koth. Nach Jahrhunderten, da hellerer Tag war, rückte die Natur aus dem Nebel, und nun zeigte sich, daß im Dunkeln auch damals schon manches gewirkt hatte und besserer Zeit Platz machte. Ueberhaupt war nie ein wahrer Gedanke und eine gute Empfindung verloren. Was wahr und gut ist, hängt mit dem Sensorium der Schöpfung, dem großen Geiste zusammen, an dessen Gewande nichts umkommt. Die Aloe blüht spät, aber herrlich, ein ganzer Garten in Einem Baume! —

Die größten Wahrheiten, wie die ärgsten Lügen, die erhabensten Kenntnisse und die scheußlichsten Irrthümer eines Volkes, wachsen meistens aus Samenkörnern, die nicht dafür erkannt werden. Sie werden von Einflüssen belebt, die oft gerade für's Gegentheil dessen, was sie sind, gelten. Der Arzt also, der Uebel heilen will, suche sie im

Grunde; aber eben, wenn er da sucht, wird das Kind oder das kranke Jahrhundert ihm schlecht danken. Läßt er sich zu seinem lieben Siechthum herab und sucht es mit Gesundheit zu überweben — wer ist größer und willkommener als er! Die Säule aller Wissenschaft und alles Ruhmes. Nun aber greift er nach unserem Herzen, nach unseren Lieblingsempfindungen und Schwächen, mit denen uns so wohl war — hinweg mit ihm, dem Verräther der Menschheit, dem Mörder unserer besten Kenntnisse und Freuden! Wir wollten einen Bund mit ihm machen, droben am Baum zu bleiben und wollten ihm darum baß dienen, nun gräbt er zur Wurzel, und schlitzet die glatte Rinde auf — der Undankbare!

Griechische Weisheit.

Was vom Himmel hinab dem Herzen angeformt ist, heißt die vernünftige Natur; was dieser Natur gemäß ist, heißt Regel; die Herstellung dieser Regel heißt Erziehung.

Sie darf keinen Augenblick mangeln; könnte sie mangeln, wäre sie nicht Regel. Ein Weiser

also merkt und wacht auch auf das, was nicht gesehen wird; er fürchtet und scheut auch das, was was man nicht höret.

Denn eben das Geheime und Feine ist tief versteckt; der vollkommene Mann spähet ihm nach im Innersten Seiner.

Furcht und Zorn, Traurigkeit und Freude, ehe sie aufschießen, gewähren einen Zustand der Ruhe, den man die Mitte nennt; aufgeschossen im rechten Maß, gemäß der Regel, heißen sie Eintracht. Mitte ist das große Fundament der Welt; Eintracht ist die Regel des Weltalls. Aus beiden entspringt der Bestand der Welt, aller Dinge Fortpflanzung.

Confucius spricht: Der Vollkommene hält die Mitte; der Missethäter beleidigt sie. Jener hat und hält sie, weil er vollkommen ist, dieser beleidigt sie aus Frevel.

Confucius spricht: Wie erhaben ist diese Mitte! Von längsther strafen und hielten Wenige sie.

Warum treffen und halten so Wenige diesen Weg? Die Rohen erreichen ihn nicht; die Klüglinge streben über die Mitte hinaus. Beide bleiben der Vollkommenheit fern; jene, weil sie die Regel nicht erreichen; diese, weil sie über sie hinaus sind.

Alle Menschen essen und trinken; wenige schmekken. Wie zu beklagen ist's, daß man die Mitte nicht kennet und hält!

Confucius spricht: Xua, der Kaiser, wie klug war er! Er fragte die Seinigen um Rath, prüfte auch die gewöhnlichen Antworten; zu bösen Rathschlägen schwieg er, die guten lobte er, und wählte zwischen beiden äußersten, sein Volk zu regieren, die Mitte, das Beste. Dadurch eben ward er Xua, der Kaiser.

Confucius spricht: Jedermann sagt: „Ich bin klug!" Sobald Leidenschaft ihn antreibt, geräth er in tausend Netze und Stricke; er fällt in die Grube, und weiß nicht hinaus. Jedermann sagt: „Ich bin klug!" und wenn er von ungefähr die Mitte trifft, weiß er sie kaum Einen Monat zu halten. Hoei, mein Schüler, der war ein Mann; Hatte er irgend eine Tugend erreicht, er hielt sie fest, schloß sie in sich und ließ nie von ihr. Er hielt die Mitte.

Confucius spricht: Man kann Königreiche friedlich und glorreich regieren, Ehren und Gewinn ausschlagen, auf nackten Schwertern einhergehen, und doch noch fern von der Mitte seyn, fern von der Stärke, sie fest zu halten.

Was ist Stärke? fragte Xu-lu, Confucius Schüler. Confucius sprach: Fragst du nach Stärke der Nord- oder Südländer? oder was für euch Stärke sey? Die Südländer setzen sie in Gelindigkeit und Sanftmuth. Sanft mit Andern umgehen, auch die Widerspenstigen nie zu hart strafen, dies ist ihnen Stärke, an der ihre Weisen halten.

Die Nordländer setzen sie in Härte und Strenge. Auf Lanzen und Panzern schlafen, furchtlos sterben, ist ihnen Stärke; an der halten ihre Tapfern. Der Vollkommene bequemt sich Andern, und wird doch nie weich; mitten unter Gekrümmten steht er aufrecht; o was gehört dazu für Stärke! Wenn im Reiche Tugend und Gesetze gelten, nie stolz zu seyn; werden sie verachtet, sie nie zu verleugnen, selbst nicht mit Todesgefahr, o was gehört dazu für Kraft!

Confucius spricht: Verborgenes erforschen, Wunderwürdiges unternehmen, daß es die Nachwelt preise, ist mein Werk nicht. Der Rechtschaffene tritt den Weg an und verfolgt ihn; auf ihm stehen bleiben und ablassen, mag er nicht. Der Rechtschaffene hält sich am Regelmaß der Mitte. Die Welt fliehen, weder gesehen noch erkannt werden und es nicht merken, dies vermag der Heilige nur.

Die Regel der Vollkommenen ist weit und zart. Männer und Weiber können sie wissen, und doch noch ihre feinste Schärfe nicht kennen. Der Heilige selbst wird finden, was er nicht weiß, was er nicht thut.

Weisheit, wie glänzest du in Himmel und Erde! Noch will der Mensch dich verkennen, und murrt über deine Gaben. So erkenne er dich dann mindestens in den erwählten Seelen, die du bewohnest. Die Welt ist zu klein für ihre Tugend, die Bosheit der Welt zu schwach gegen dieselbe.

Der Adler schwingt sich in die Wolken; der Delphin stürzt sich in die Tiefe des Meeres, so der Heilige. Er erhebe oder lasse sich nieder, so glänzt an ihm seine Tugend; er schreitet zum Ziele. Wie viel Schritte gehören dazu in den gemeinsten Pflichten! Von Kraft zu Kraft, von Tugend zx Tugend steigend, kommt man zum Gipfel.

Erforsche den Menschen im Menschen; jede Kenntniß, die nicht aus ihm kommt, gehört nicht für ihn. Vom Walde selbst, spricht der Dichter, nahm der Forstmann den Stiel zur Axt, die den Wald fällen sollte; vom Menschen lernt der Weise, wie er Menschen leite und bessere.

Fragt euer eigen Herz; beurtheilt nach euch Andere. Die erste Regel der Weisheit ist, Andern nie zu thun, was wir nicht wollten, daß sie uns thäten.

Wie weit bin ich noch davon entfernt, sprach Kieu. Ich fordre mehr von meinen Kindern, als ich meinen Eltern thue, mehr von meinen Untergebenen, als ich meinen Obern leiste; ich erweise meinen ältern Brüdern nicht, was ich von meinen jüngern Brüdern erwarte; meine Freunde sind in meinem Herzen nicht das, was ich in den ihrigen zu seyn wünsche. Glücklich ist der, der gerechter und treuer ist als ich; tausendmal glücklich, der es an jedem Tage in Thaten, jeden Augenblick im Wort ist! Dessen Worte der That, dessen Thaten den Worten entsprechen, der, wenn ihm diese zu

Gebot stehen, sie nie aus vollem Munde schüttet, und wenn ihm an jenen etwas fehlt, sich Gewalt anzuthun das Herz hat — ein solcher Mann, stehet er nicht fest und sicher?

Der Vollkommene lebt seinem Stande gemäß und wünscht keinen andern. Reich und geehrt, arm und verachtet, ein Verbannter, ein Bedrückter wird er seinem Stande gemäß sich würdig betragen, überall zufrieden mit seinem Schicksal. Reich und geehrt, behandelt er die Untern nie unfreundlich; arm und niedrig, schmeichelt er den Obern nie. Vervollkommnend sich selbst, sucht er nie die Schuld seiner Unfälle in Andern, und ist daher nie unwillig, nie unzufrieden. Aufwärts klagt er nicht über den Himmel; drunten beschuldigt er Menschen nicht. Im Ebenen weilt er, erwartend des Himmels Anordnung; indeß der Unverständige Willkür verlangt und gefährliche Wege wählt.

Confucius spricht: Dem Schützen gleicht der vollkommene Mann; wenn er nicht traf, sucht er den Fehl in sich, in seinem Gewehr, in seiner Kunst, in sich.

Die nach Vollkommenem streben, beginnen einen langen Weg; aber vom Nächsten fangen sie an. Zum Höchsten streben sie hinauf, aber vom Nächsten. Erkennt der Pöbel das Nächste?

Die Ode singt:

Nicht lieblicher tönt die Harmonie der Laute,
Als der Gattin Sinn, die Eintracht liebt.
Wo Brüder mit einander friedlich wohnen,
Da wächst die Freude des Hauses. Seliges Haus,
Wo deine Gattin sich an Söhnen und Töchtern
Und Enkeln erfreut, da freu'n sich Vater und Mutter
Harmonisch glücklich im spät'sten Alter noch.

Exempel der Tage. *)

1.

Das größeste Uebel des Staats, die Ratte in der Bildsäule.

Hoan-Kong fragte einst seinen Minister, den Koang-Tschong, wofür man sich wohl

*) So nennen die Sinesen ihre Staats- und Sitten-Erzählungen, die oft voll lehrenden Witzes und Scharfsinns sind.

in einem Staat am meisten fürchten müsse? Koang-Tschong antwortete: „Prinz, nach meiner Einsicht hat man nichts mehr zu fürchten, als was man nennet: die Ratte in der Bildsäule."

Hoan-Kong verstand diese Vergleichung nicht; Koang-Tschong erklärte sie ihm also:

„Ihr wisset, Prinz, daß man an vielen Orten dem Geiste des Ortes Bildsäulen aufzurichten pflegt; diese hölzernen Statuen sind inwendig hohl und von außen bemalet. Eine Ratte hatte sich in eine hineingearbeitet, und man wußte nicht, wie man sie verjagen sollte. Feuer dabei zu gebrauchen, getraute man sich nicht aus Furcht, daß solches das Holz der Statue angreife; die Bildsäule in's Wasser zu setzen, getrauete man sich nicht, aus Furcht, man möchte die Farben an ihr auslöschen. Und so bedeckte und beschützte die Ehrerbietung, die man vor der Bildsäule hatte, die — Ratte".

„„Und wer sind diese Ratten im Staate?"" fragte Hoan-Kong. „Leute", sprach der Minister, „die weder Verdienst noch Tugend haben, und gleichwohl die Gunst des Fürsten genießen. Sie verderben Alles; man siehet es, und seufzet darüber; man weiß aber nicht, wie man sie angreifen, wie man ihnen beikommen soll. Sie sind die Ratten in der Bildsäule."

2.

Das Pferd und der König.

Kin-Tsong, der König von Tsi, hatte ein schönes Pferd, welches er besonders liebte. Durch ein Versehen des Stallknechts starb das Pferd; der König ward darüber so zornig, daß er eine Lanze ergriff, den Knecht damit zu durchbohren.

Glücklicher Weise war Yan-Tse gegenwärtig, der ihm also zusprach: „Prinz! bald wäre dieser Mensch des Todes gewesen, ohne von der Größe seines Verbrechens überzeugt zu seyn".

„Ueberzeuge ihn also", sprach Kin-Tsong.

Darauf ergriff Yan-Tse die Lanze, wendete sich zum Verbrecher und sprach:

„Kind des Unglücks! siehe, das sind deine Verbrechen; höre sie sorgsam. Zuerst bist du Schuld am Tode des Pferdes, dessen Verpflegung dir der König aufgetragen hatte. Du mußt also sterben. Für's Andre bist du Schuld, daß der König, mein Herr, wegen des verstorbenen Pferdes sich so entrüstet hat, daß er selbst Hand an dich legen wollte. Siehe, das ist ein neues Verbrechen, größer als das vorige. Endlich muß es das ganze Land mit allen umliegenden Gegenden erfahren, daß der König, mein Herr, um eines Pferdes willen einen Menschen getödtet hat; dadurch verliert

er seinen guten Namen. Siehe, du Unglückssohn! das ist dein größtes Verbrechen; so viel andre Dinge ziehet es nach sich! Erkennest du es?

„O laß ihn gehen!" rief der König. „Um seinetwillen will ich meinen guten Namen nicht verlieren. Ihm sey vergeben".

3.

Der Verzweifelnde.

Als Kung-Tsee (Confucius) in seiner frohesten Jugend, begleitet von einer Menge junger Lehrlinge, an die Grenzen des Reichs Tsi, wohin er ehrenvoll eingeladen war, gelangte, hörte er die Stimme eines Verzweifelnden, der, unter einem Baume sitzend, sich selbst entleiben wollte. Er stieg hinab vom Wagen und redete ihn freundlich an. „Sohn des Unglücks", sprach er, „entdecke mir, was dich quälet; vielleicht kann ich dir helfen. Ohne Zweifel erlittest du viel Gram." —

„Viel Gram", antwortete der Verzweifelnde und sah ihn zuerst stumm an. „Deinem Mitleid will ich ihn erzählen, und dann — sterben".

„Von meiner Jugend an studirte ich; dann wollte ich reisen. Ich reisete, verließ mein väter-

liches Haus, irrete alle Königreiche zwischen den vier Meeren durch, kam zurück; da starb mein Vater, da starb meine Mutter, für die ich nichts gethan hatte. — Erster Gram".

„Auf meinen Reisen hatte ich gesucht, Weisheit zu erlangen, Menschen erkennen zu lernen. Ich glaubte, ich wäre so weit, mich und Andere zu führen. Als die Zeit der Trauer vorbei war, reisete ich, bot dem Könige von Tsi meine Dienste an; und er verschmähete sie; er wollte mich sogar nicht anhören. — Zweiter Gram".

„Ich hatte Freunde in meinem Vaterlande und in der Fremde; ich glaubte, daß ich mich auf sie verlassen könnte. Verschmäht vom Könige, wandte ich mich zu ihnen und fand bei ihnen, statt mitleidiger Freundschaft, Gleichgültigkeit und Verachtung. — Dritter Gram".

„Endlich der grausamste von allen. Ich hatte einen Sohn, die erste Frucht meiner jugendlichen Ehe; und dieser Sohn, statt seine kindlichen Pflichten gegen mich zu erfüllen, irrt in der Welt umher, spricht, daß er weder Vater noch Mutter habe". —

„Das Alles stellte sich meiner Seele in letzter Nacht so schwarz dar. Wie? sprach ich zu mir du wolltest ein Weiser seyn und Andre zur Weisheit führen; du glaubtest dich über die Pflichten gemeiner Menschen erhoben, und warst weder ein guter Sohn, noch ein guter Unterthan: denn du hast nichts gethan, weder fur deine Eltern, noch für deinen Fürsten, noch für dein Vaterlad, noch

für die Gesellschaft. Kein guter Vater warst du sogar, da du die Erziehung deines Sohnes vernachlässigtest und ihn zum schlechten Menschen machtest. — Dieß Alles sagte ich mir, haßte mein Leben und begab mich an diesen einsamen Ort. Laß mich sterben."

„Freund", sprach Kung-Tsee, „nicht also. Das größte Uebel des Lebens ist, am Leben zu verzweifeln; der Schaden ersetzt sich nie. Vom ersten Fußtritt an in deinem Leben hast du dich verirret; du wolltest ein Weiser werden, ehe du ein Mensch warst. Die nächsten Pflichten um dich mußtest du erfüllen, ehe du in die entfernteren tratest; daher alle dein Unglück".

„Indeß, mein Freund, halte nicht Alles verloren. Ein heiliger Spruch ist allen Lebenden in die Brust geschrieben, und hat sich durch alle Jahrhunderte bewähret; an ihn glaube! „So lange man lebt, muß man an nichts verzweifeln!" Auf, Freund! Traurigkeit verwandelt sich in Freude. Kehre zurück in's Leben und kenne von jetzt an seinen Werth. Nutze jeden Augenblick desselben, und du wirst, belehrt durch deine eigenen Fehler, weise und glücklich werden".

Gerührt wandte sich Kung-Tsee zu seinem Heere junger Schüler, die alle Weise werden wollten, und sprach: „Lernet an fremdem Unglück".

Er stieg in seinen Wagen und bald sahe man die Zahl seiner Schüler um dreizehn vermindert.

Sie entfernten sich still, und gingen hin, Menschen zu werden, ehe sie Weise und ehe sie Gelehrte wurden. Auch der Verzweifelnde ermannte sich und kostete, neuverjüngt, den erquickenden Trank des Lebens.

4.

Der Drache und der Strom.

Als Kung-Tsee sich im Reiche der Tschens aufhielt, besuchte er den berühmten Stifter der Sekte Tao, den Philosophen Lao-Kium. Auf einem Ruhebett empfing ihn dieser und bewegte sich kaum, als Kung-Tsee mit einigen seiner Schüler vor ihn trat. „Ich habe von euch sprechen hören", redete er Kung-Tsee an; „man sagt, daß ihr die Maximen der alten Könige, Weisen und Gesetzgeber den Menschen unserer Zeit einprägen wollt und euch deshalb viele Mühe gebet. Nutzlose Mühe! Menschen in's Leben zurückzurufen, die nicht mehr sind. Der Weise bekümmert sich um sich selbst und um die Zeit, worin er lebet. Ist diese ihm günstig, so nutzet er sie; wo nicht, so ziehet er sich in die Stille, und läßt die Welt gehen, wie sie geht. Wer einen Schatz hat, theilt ihn nicht Jedermann mit

er bewahrt und nutzt ihn für sich selbst. Mache es auch also, junger Mann, so handelst du weise. Jetzt scheinet es, bist du anmaßend, was sollen uns die Muster der Alten?"

So fuhr Lao-Kium fort; Kung-Tsee hörte aufmerksam zu, und als er sich wegbegeben, sprach er zu seinen Begleitern, die ihn um sein Urtheil vom Weltweisen Lao-Kium fragten: „Gesehen habe ich den Lao-Kium, kenne ihn aber eben so wenig, als — den Drachen. *) Der Fisch, weiß ich, schwimmt; das Thier der Erde geht oder kriecht; die Vögel fliegen; was der Drache thut, weiß ich nicht. Auch wie man Thiere, Fische, Vögel fängt, weiß ich etwa; aber wie man den Drachen fängt, habe ich nie noch erforschet". —

So sprach er, und kam an einen Strom, vor dem er, wie andächtig, stille stand. „Seht", sprach er, „die rinnenden Wellen! Sie rinnen Tag und Nacht, bis sie sich alle im großen Weltmeere vereinen. So wir. Von Yao und Schuns Zeiten kam die Lehre der Weisheit zu uns herab; lasset uns Andern sie geben, damit diese auf ihre Nachkommen sie fortpflanzen bis an's Ende der Zeiten. Wir haben empfangen, wir wollen geben und uns nicht zu den Weisen zählen, die für sich allein da sind. Das Wenige, das wir mittheilen können an Wissenschaft nnd Tugend, wird uns nicht arm,

*) Der Drache ist das Sinnbild der höchsten Weisheit und Macht im Kaiserthum Sina.

sondern in Andern reich machen. Menschen und Zeiten sind für einander; der fabelhafte Drache lebe für sich allein. Denkt daran, Freunde! wir sind die Wellen im Strome der Zeiten".

5.

Der Vogelsteller.

Auf einem Spaziergange kam Kung-Tsee mit seinen Schülern an einen Vogelherd; sie sahen dem Vogelsteller zu, wie er die im Netze gefangenen Vögel in Käfige vertheilte. Es waren junge Vögel; ängstlich suchten sie ihre Freiheit, aber vergeblich.

„Ich sehe lauter junge Gefangene", sprach Kung-Tsee zum Vogelsteller; „wo sind die Alten?"

„Die Alten?" sprach dieser; „die sind zu klug und mißtrauisch, als daß sie sich fangen ließen. Nach allen Seiten blicken sie umher und nahen keinem Netz, keinem Käfige. Die Jungen, die sich zu ihnen halten, machen es wie sie, und entgehen jeder Gefahr. Nur die vorwitzigen, die sich von ihnen trennen, fängt man, und einige Alte etwa, die den Jungen nachfliegen".

Kung-Tsee sah seine Schüler an. „Habt ihr gehört, was dieser Mann sagt? Wie bei den Vögeln, so bei den Menschen. Anmaßende Kühnheit, ungemessenes Zutraun auf sich, Stolz auf die kleine Wissenschaft, auf das wenige Verdienst, was sie erlangt hat, treibt unvorsichtig die Jugend in's Verderben. Sie versteht Alles, sie ist über nichts verlegen. Keinen Aelteren darf sie zu Rathe ziehen, da sie Alles besser weiß, als die Alten. So fliegt sie ihren eigenen Weg, in's erste beste Netz, das sie auffängt".

„Einige Alte bewundern die aufsprühenden Funken der Jugend, vertrauen sich ihr, folgen ihr sogar, reden und handeln wie sie, und finden am Ende sich mit ihr in einem Netze gefangen, das thörichte Alter neben der thörichten Jugend. Denkt, meine Freunde, an das, was der Vogelsteller sagte".

6.

Die Klagende.

Mit zwei oder drei seiner Schüler reisete Kung-Tsee durch das Gebirge Tay-Tschan. Sie hörten eine klagende Stimme in den Gebir-

gen; sogleich ward Tsee-Kung gesandt, sich um die Ursache des Jammers zu erkundigen. Er kam zurück mit der Antwort:

„Es ist die Stimme einer Unglücklichen. Ich bin, sprach sie, ein Weib, die der Schmerz verzehrt. Drei geliebte Personen habe ich in dieser Wüste verloren, meinen Schwiegervater, meinen Gemahl und meinen Sohn; alle drei zerfleischte hier ein Tiger."

„Und du wagest dich hieher?' sprach ich zu ihr. „Fürchtest du nicht auch, daß dich der Tiger verzehre? Warum an einem so gefährlichen Orte wohnen, in den Gebirgen? Wähle dir einen andern."

„Das geschieht nie," antwortete sie. „Im Flecken, wo ich wohne, herrscht Freundschaft und Erbarmen; man stehet einander bei, man hilft sich und genießt Friede. In der Ebene, habe ich gehört, sind die Menschen feindselig auf einander und böse; in den Gebirgen hier lebt man einträchtig und glücklich. Ach! lieber in die Klauen des Tigers fallen, als in die Hände und Zähne böser Menschen! Ich kam hieher, den Tod der Meinigen zu beweinen, meinem Schmerz Luft zu schaffen und meinen Thränen. Laß mich fortweinen! Es ist Schmerz, was aus mir klagt; kein Murren, keine Beschwerde gegen den Himmel." Sie wandte sich von mir, und dort — seufzet sie noch.

Gerührt saß Kung-Tsee in seinem Wagen unbeweglich. „Die Unglückliche,“ sprach er endlich, „sollte allen Unglücklichen ein Muster seyn zu klagen, ohne sich zu beklagen, durch Thränen sich Linderung zu verschaffen, nicht murrend sich zu empören. Sie hat sich den Gesetzen des Himmels unterworfen, und sagt uns über Tiger und Menschen eine traurige Wahrheit. Aber sie spricht auch von guten Menschen in diesen Gebirgen; wohlan, Freunde! wir wollen sie besuchen, uns ihrer freuen, und uns über die Menschen in der Ebene trösten.“ So fuhr er weiter.

7.

Die Katze und die Maus.

Als Kung-Tsee einst von seinem Nachmittagsschlummer erwachte, nahm er, seiner Gewohnheit nach, das Instrument Kin sogleich zur Hand, griff aber auf ihm so leise, schwache und, wie es seinen Schülern vorkam, traurige Töne, daß diese, die im Vorzimmer waren, ihn für krank oder mißmuthig hielten. Bestürzt trat Tseng-Tsee zu ihm, und entdeckte ihm seiner Freunde Besorgniß.

„Ich danke euch für eure Theilnehmung an meinem Befinden," sprach Kung-Tsee, „und eben so für die Aufmerksamkeit, die ihr auf die Töne der Musik wendet. Sie sind nicht leer verhallende Lufthauche, die einige Augenblicke dem Ohre schmeicheln, sodann aber ohne Spur verschwinden; Griffel sind sie, die der Seele eingraben, was durch sie gesagt werden sollte. Aber beruhigt euch. Meine Töne waren nur schwach, nicht traurig. Eben sah ich, als ich erwachte, die Katze und eine Maus in gegenseitiger Aufmerksamkeit auf einander. Den Ausgang dieser Aufmerksamkeit wollte ich erwarten und beide Parteien darin nicht stören: darum griff ich die Töne so leise."

„Nicht wahr, meine Freunde, ihr würdet nie auf diese Ursache gekommen seyn, wenn ihr mich nicht gefragt hättet? Ihr hättet mir vielleicht gar eine wichtige Materie, eine schwere Aufgabe Schuld gegeben, die mein Inneres beschäftigte? So geht es bei tausend Vermuthungen im Laufe des Lebens. Trauet ihnen nie blind, schreibt keiner Zerstreuung, keiner gedankenvollen Miene zu viel zu, die vielleicht auch nur an die Katze und Maus denket. In allen Vermuthungen aber, die euch, vielleicht vergebens, ängstigen, grübelt nicht für euch selbst, sondern, wo es seyn darf, fraget."

8.

Der Eimer.

Auf dem großen Platz, worauf uralters der Kaiser der Tscheu's mit seinen Großen über die Wohlfahrt des Reichs rathschlagete, war in der Mitte ein Brunn, und neben dem Thron stand ein Eimer. Als Kung-Tsee diesen alten Reichspalast durchging, fragte er den Mandarin, der ihm seine Denkwürdigkeiten erklären sollte, um die Bedeutung des Eimers. „Der Eimer heißt Y", sprach der unwissend-stolze Mandarin, „d. i. Werkzeug der Verzeihung." „Verzeihen soll der Sohn des Himmels, der Kaiser; dies ist seine erste Tugend."

Kung-Tsee, lächelnd über die Auslegung sowohl als über die Staats- und Sittenlehre, trat zum Brunnen mit dem Eimer. Sanft ließ er ihn hinab, und da der von Binsen geflochtene Eimer leicht war, schwamm er auf der Oberfläche des Wassers, kein Tropfe kam in ihn. „Leeret ihn aus", sprach Kung-Tsee zu den Nächsten, die um ihn standen. „Ausleeren?" sagten diese; „er ist leer!" —

„Also," fuhr Kung-Tsee fort, „muß man es auf eine andre Art angreifen, wenn man in diesem Gefäß Wasser aus dem Brunnen haben will."

Mit Macht ließ er ihn von der Höhe hinab in den Brunnen werfen. Der Eimer füllte sich und ging unter. „Wo ist er?" sprach Kung-Tsee und sah in die Tiefe, als ob er ihn mit den Augen suchte. „Vergebens suchst du ihn," rief man ihm zu; „der Brunn ist tief, er liegt am dunkeln Boden."

Da zog Kung-Tsee den binsenen Eimer empor, leerte ihn und sprach: „Jetzt will ich die wahre Art zeigen, diesen Eimer zu füllen und zu gebrauchen." Langsam, doch kräftig ließ er ihn am Seil, woran er hing, nieder; im Gleichgewicht schwebte der Eimer halb über, halb unter dem Wasser und füllete sich zur Hälfte. „Seht," sprach er zu den Umstehenden, „das Bild einer guten Regierung und überhaupt des Glücks in allen Dingen. Ein Fürst, der die Geschäfte zu weich angreift, bringt keines zu Stande; eine Obrigkeit, ein Hausvater, der seine Untergebenen nach Belieben schalten und walten läßt — sie sind der obenhin schwimmende Eimer, in dem kein Tropfe Wassers war."

„Dagegen — übereilt und übertreibt man alle Geschäfte; handelt man leidenschaftlich, im Zorn oder in andern Affekten, so wirkt man freilich mächtig, gewiß aber auch verderblich. Das war der Eimer, den man hoch hinab mit aller Gewalt in den Brunnen stieß; er füllte sich gleich, ging aber auch unter. Man sah nicht mehr, wo er war."

„Ein Regent, eine Obrigkeit, ein Hausvater, jeder Mensch endlich, der auf seinem Platz zu stehe[n]

weiß und ihn würdig ausfüllt; nie zu gelinde, nie zu strenge, nachgebend und kräftig, fordernd das, was ihm gebührt, auf die leichteste Weise — er ist der halbgefüllte Eimer, im Gleichgewicht schwebend. Er schwamm nicht unnütz über den Wellen, noch sank er überfüllt zur Tiefe hinunter. Dies ist der Sinn des binsenen Eimers am Thron. Uralters that man bei jeder Thronbesteigung vor dem neuen Monarchen, was ich jetzt gethan habe, und zeigte ihm damit das einzige Mittel, sein Reich glücklich und wohl zu regieren — die Mitte, das Maß. Ich habe nur einen alten Gebrauch ausgelegt; nutze ihn jeder nach seiner Weise."

Bescheiden trat er zurück; der Mandarin schämte sich; die Umstehenden gaben ihm Beifall. Er selbst nutzte diese Erfahrung, bauete seine Sitten- und Staatslehre darauf; er schrieb sein Buch Tschong-Yong, die rechte Mitte. Gleichschwebend senkte er den binsenen Eimer in den Brunnen der Weisheit.

9.

Die veränderte Zeit.

Als Kung-Tsee (Confucius) seine Staatsbedienung im Königreich Lu niedergelegt hatte,

und, um anderswo nützlich zu werden, durch mehrere Provinzen zog, begegnete ihm im Königreiche Tsu ein Einwohner desselben, Tie-Yu. Um Staatsbedienungen zu entgehen, stellte dieser sich schwach; so ging er neben dem Wagen des Kung-Tsee und sang:

„Adler! Adler! wohin ist dein scharfer Blick?
Da das Reich einst blühete, sah man dich;
Du verschwandst, als seine Größe sank,
Und unterschiedst die Zeiten.

Anjetzt, zu welcher Zeit,
Zu welchen Sitten erscheinest du?
Das Vergangene ruft Niemand zurück;
Doch in die Zukunft kann man schau'n,
Und sie durch Vorsicht ändern.

Adler, fleuch!
Wer jetzt am Ruder steht,
Darf weder seiner Würde Glanz behaupten,
Noch ist sein Name sicher, sein Glück und sein Leben selbst."

Confucius stieg aus dem Wagen, wollte ihn sprechen: er war aber im Gedränge verschwunden.

*
* *

Er reisete weiter, aus dem Königreiche Tsu ins Königreich Tsai, und kam an einen Strom. In einiger Ferne sah er zwei Feldarbeiter; zu denen schickte er seinen Schüler Tsu-lu, um sich nach einer Fuhrt durch den Strom zu erkundigen. Scham-Tsu (so hieß der Eine) fragte: „wer

der Mann im Wagen sey?“ und als er Kung-Tsee nennen hörte, sprach er: „Der fragt mich? Hat er den Fluß nicht schon genug hin und her erprobet?“ Er trieb seine Ochsen an und zeigte ihm die Fuhrt nicht.

Tsu-lu ging zum Andern. Kie-Nie (so hieß er), als er den Namen Kung-Tsee hörte, hielt er den Pflug still und sprach zu Tsu-lu: „Freund, wenn ich unsre Zeiten und Sitten betrachte, so dünken sie mir ein herabstürzender Strom, den Niemand hemmen mag; je tiefer hinab, desto reißender wird er und stärker. Euer Lehrer reis't hin und her, Staatsübeln zu steuern, statt der Verwirrung Ordnung herbeizuführen und eine gute Regierung; vergebens mühet er sich. Die Zeiten werden ärger und ärger. Und ihr, was ziehet ihr mit ihm? Thätet ihr nicht besser, zu mir zu kommen, der ich mich Ehren und Würden entzog, und hier mein Feld pflüge.“ Er trieb seine Ochsen an, und zeigte ihm die Fuhrt nicht.

Tsu-lu ging zum Wagen zurück, wiederholte seinem Lehrer, was diese beiden Ackerleute gesagt hatten: „Wie? (sprach Kung-Tsee seufzend) ist's so weit, daß der Mensch, statt mit Menschen, mit Ochsen und Vögeln lebe? Wohnt nicht jede Gattung bei ihres Gleichen? und ist dieß nicht Naturordnung? Wenn ich mit den verschiedenen Völkern meines Landes nicht leben darf, mit wem soll ich dann leben?“

„Man sagt und klagt, daß Zeiten und Sitten böse sind und schlechter werden; wären sie gut, so dürfte ich nicht umherreisen, sie zu bessern.“ Er suchte sich eine Fuhrt durch den Fluß und fuhr weiter.

* * *

Tsu-lu blieb auf dem Wege zurück. Er begegnete einem Greis, der einen Korb auf seinem Stabe trug. „Begegnetet Ihr keinem Wagen?“ fragte er den Alten. „Ei, sprach dieser, Ihr seyd

ein junger, starker Mann: Ihr solltet etwas Besseres thun, als Eurem Meister nachziehen. An ihn denket Ihr allein, und wisset übrigens kaum Reis und Erbsen, Gerste und Weizen zu unterscheiden." Hiemit setzte er den Korb nieder, und jätete Unkraut aus auf seinem Ackerlande.

Tsu-lu setzte sich zu ihm, und erfuhr, daß auch er, einst ein Staatsdiener, sich der Zeiten wegen hieher auf's Land gezogen habe. Er führte ihn in sein Haus, wo alles wohl eingerichtet war, stellete ihm seine Kinder vor, bewirthete ihn und ließ ihn, mitleidig über die Mühe, die sich Kung-Tsee gebe, von sich. Als Tsu-lu seinen Meister wieder fand, erzählte er ihm alles; Kung-Tsee aber schickte ihn zurück an den ländlichen Weisen und ließ ihm sagen: „Wenn verständige und geschickte Männer sich dem Staat entziehen, handeln sie darin recht oder unrecht? Deine Kinder erziehst du zu guten Sitten; hast du keine Pflichten gegen die Verfassung, die dich erzog? Du zerstörst also an deinem Theil die große Ordnung der menschlichen Gesellschaft. Nicht um sich zu bereichern, noch um sich zu erheben, sondern um gerecht und billig zu seyn, dient ein Weiser dem Staat." Tsu-lu kam mit dieser Antwort in das Haus des Greises; der war aber nicht daheim, sondern auf dem Felde bei seiner Arbeit.

10.

Die beste Art der Vorstellung.

Tschuang-Wang, König von Tsou, entschloß sich, einen ungeheuer großen Wall aufführ-

ren zu lassen. Diese unnütze Arbeit forderte viele Kosten und eine ermattende Mühe der Soldaten und Landleute; mehrere Reichsbeamte thaten also dagegen Vorstellung, aber umsonst. Der hohe Wall ward betrieben.

Tschu-yu-ki, ein Mann von Geist, der sich auf's Land begeben hatte, erfuhr, was bei Hofe vorging, und indem er den Acker bauete, sprach er mit seinem Pfluge: „Pflug! ich will hingehen und den König sehen!" Und antwortete sich selbst im Namen des Pfluges: „wie? bist du deines Lebens satt? So viel große und verdiente Männer sind mit dem Tode belohnt worden, und du?" — Er antwortete sich selbst wieder: „Ei, wenn die vornehmen Herren hinter dem Pfluge gegangen wären wie ich, würden sie es vielleicht anders gemacht haben." Sofort ließ er den Pflug stehen, und ging, dem Könige seine Meinung zu sagen.

Kaum trat er hinein, so sprach der König, der ihn kannte: „ohne Zweifel will mir Tschu-yu-ki auch eine Vorstellung thun!"

„Gewiß nicht, gnädiger Herr, (sprach dieser) wie käme mir das in den Sinn? Zwar ist mir nicht unbekannt, was man zu sagen pflegt, daß große Herren auch gnädige Herren seyn müssen. Eben so wahr ist's auch, daß, wie nur eine gute Erde den Thau aufnimmt, von dem sie befruchtet wird, und nur ein gerades Holz zu einem Richtmaß taugt, also auch weise und tugendhafte Regenten gerne Vorstellungen hören. Wahr ist es auch, daß die Leute reden, als ob Eure Majestät ein Werk unternommen, das Dero Unterthanen zu großer Last gereichet. Aber wer bin ich, der ich Eurer Majestät Gegenvorstellungen thun wollte? Nein, sage ich nochmals, das sey ferne von mir."

Darauf wandte er sich zu den gegenwärtigen Dienern des Kaisers, und fuhr also zu reden fort: „So unwissend ich auch bin, habe ich doch sagen hören, daß der König von Yu um sein Reich gekommen, weil er dem Rathe des Köng-

Tschi-Ki nicht gefolget. Aus eben dem Grunde ward Tsin eine Beute des Königs von Tsu. Auch Son würde den Tsao nicht überwältigt haben, wenn dieser dem Hi-su gefolgt wäre. Kurz, wir zählen drei Kaiser und sechs Könige, die darum zu Grunde gegangen, weil sie die Vorstellungen kluger Leute nicht leiden konnten." Kaum hatte er dieses gesagt, so eilete er zur Thür —

Aber der König ließ ihn zurückholen. „Seyd ohne Furcht," sprach er; „Eure Vorstellung hat Eindruck auf mich gemacht. Was mir bisher gesagt ward, und wie es mir gesagt ward, reizte mich zum Zorn; Ihr sagtet mir nichts, das mich hätte entrüsten können. Ihr habt mir Exempel vorgehalten, die eben so wahr als treffend sind; ich stehe von meinem Vorhaben ab." Und sogleich ward Befehl gegeben, die Arbeit liegen zu lassen. Ja was noch mehr, der sonst so unleidliche Gebieter machte bekannt, daß er die als seine Brüder ansehen würde, die ihm nützliche Vorstellungen übergäben. Im ganzen Reich erwarb ihm dies Ruhm und Zutrauen; das Volk pries ihn in Liedern, und — diese Aenderung hatte ein Landmann bewirket.

11.

Der Stärkere über den Starken.

Als der König von U den Vorsatz gefaßt hatte, die Staaten von King anzugreifen, und seinen Vorsatz öffentlich bekannt machte, ließ er

zugleich wissen, daß, wer ihm deßhalb eine Gegenvorstellung zu thun wagte, es mit dem Leben büßen sollte.

Tsao-Tse, der die Gefahren dieses Feldzuges einsah, sann auf ein Mittel, sie dem König zu zeigen. Er ging deßhalb mit seinem Bogen früh in den Garten; der Morgenthau durchdrang sein Kleid, und als er in der gewöhnlichen Stunde mit andern im Dienst vor den König trat, bemerkte es der König. „Woher bist du,“ fragte er, „so naß und triefend?“

„Prinz,“ antwortete er, „ich komme eben aus dem Garten, wo ich etwas Sonderbares gesehen habe. Eine Heuschrecke saß auf dem Baum, die, als sie sich am Morgenthau erlabt hatte, fröhlich ihren Gesang anstimmte. Hinter ihr saß ein Heuschreckenfresser, den sie nicht sah; hätte sie ihn gesehen, sie würde so ruhig nicht gesungen haben. Ich aber sah den Heuschreckenfresser; verstohlen schlich er herbei, lauerte auf sie, und glaubte sie schon ertappt zu haben. Er sah den über ihm schwebenden gelben Vogel nicht, der auf ihn Jagd machte; ich aber sah den Vogel. Schon längte er seinen Hals, den Heuschreckenfresser zu verschlingen, und sah mich nicht, der unter dem Baum stand und eben — den Pfeil auf ihn abdrücken wollte. Indem ich dieß alles sah, dachte ich bei mir selbst: „ihr armen Thiere! alle beschäftigt mit der nahen Beute, glaubt ihr derselben schon gewiß zu seyn, und seht die Gefahr nicht, die über euch schwebet. Sähet ihr sie, ihr vergäßet der Beute und eiltet, euch selbst zu retten und euer Leben.“

„Ich weiß, was du sagen willst,“ sprach der König. „Man lasse das Reich King in Ruhe; wir haben mit uns zu thun.“

12.

Eigene und fremde Schuld.

Kin-Tsong, König von Tsi, (er, der den Aufseher seines Lieblingspferdes mit eigener Hand erstechen wollte) als er eines Tages reichlich getrunken hatte, warf seinen Königsschmuck bei Seite, setzte sich nachläßig hin, ergriff ein musikalisch Instrument und fragte die um ihn waren, ob ein tugendhafter König sich nicht auch ein Vergnügen machen dürfe? „Warum nicht?" antworteten sie insgesammt. „Wohlan," sagte Kin-Tsong, so laßt eilig den Wagen anspannen und Yen-Tse herholen, daß er an unserer Freude Theil nehme."

Sogleich erschien Yen-Tse in Ceremonienkleidern. „Wir haben es uns bequem gemacht, sagte der König, als Yen-Tse vor ihn trat, vergessen der Geschäfte und genießen eine fröhliche Stunde. Habe es auch so gut wie wir, Yen-Tse, lege ab deine Kleider." „Vergeben Sie mir, gnädiger Herr," sprach Yen-Tse, „das darf ich nicht, es ist wider unsere Gebräuche. Man nimmt es für eine Regel an, daß ein Kaiser, der sich selbst vergißt, das Reich nicht lange behalten könne; dieß gilt auch von Königen, Fürsten, Dienern des Staats und Hausvätern. Im Tschi-ung heißet's: es sey einem Menschen besser, daß er jung sterbe, als daß er die Gebräuche beleidigt."

Kin-Tsong ward schamroth, stand auf, und sagte: „Ich bin ein Mensch ohne Wohlstand, ich gestehe es; aber woher kommt's? Weil ich solche Leute um mich habe. Sie haben alle an meinem Fehler Theil."

„Prinz", antwortete Yen-Tse, „ihr Antheil an diesem Fehler wird so groß nicht seyn. Wenn

ein Regent die Gebräuche in Ehren hält, so sind die ihm Gleichgesinnten gern um ihn; die andern gehen ihm gern aus den Augen. Eben so natürlich geschieht das Gegentheil, wenn der Regent sich vergißt. Strafen Sie ja nicht Ihr Versehen an Fremden." „Du hast Recht!' antwortete Kin-Tsong, legte seine königlichen Kleider wieder an, dankte Yen-Tse und ließ ihn wieder heimfahren; gab auch fortan auf sich Acht und genoß von denen, die um ihn waren, Achtung.

13.

Der treue Diener, auch im Tode.

„Die Fehler der Regenten, sagt Lieu-hiang, sind alle von Folgen; es sind Schritte, die dem Verderben entgegenführen. Solche Fehler sehen und dazu schweigen, wenn man berechtigt ist, dagegen zu reden, ist eben so viel als die Wohlfahrt seines Herrn nicht lieben, mithin kein getreuer, eifriggesinnter Diener seyn."

„Dieser Eifer aber hat seine Grenzen. Die allgemeine Regel ist, daß, wenn man dreimal Vorstellung gethan und nicht gehört worden ist, man sein Amt niederlege und sich entferne. Geschieht dieß nicht, so setzt man Ehre und Leben in Gefahr; ein Verlust, dem man billig zuvorkommen sollte. Schweigt man dagegen, wenn ein Regent große Fehler begeht, so setzt man ihn sammt dem Staat in Gefahr; dann muß man bei einem wahren Eifer sein Leben selbst nicht achten. Nur darauf kommt es an, daß man das Gemüth des Herrn kenne, die Umstände reiflich erwäge und sich alles zu Nutz mache, sowohl sich selbst zu sichern, als dem Regenten und dem Staat nützlich zu seyn."

Lin-Kong, als er den Staat von Uei regierte, bediente sich in geheimen Geschäften des Mi-tse-toan, der ein Mensch ohne Verdienste und Tugend war, dagegen der verständige und tugendhafte Kiu-pe-yu keinen Antheil daran haben durfte. Su-tsiu, damals Minister, gab sich alle Mühe, jenen zu entfernen, diesen dem Prinzen zu nähern; alles aber umsonst. Als er dem Tode nahe war, rief er seinen Sohn zu sich und sagte: „ich befehle dir hiemit, daß nach meinem Tode die Trauerceremonien am gewöhnlichen Orte nicht gehalten werden, ich bin dieser Ehre nicht werth. Ich bin nicht so geschickt gewesen, meinem Herrn den wichtigsten Dienst zu leisten, den Mi-tse-toan von ihm zu entfernen. Wähle also nur den nördlichen Saal dazu; und auch der ist zu viel für mich."

Als Su-tsiu todt war, erschien der Fürst bei der Trauerceremonie. Da er sahe, daß man nicht den gewöhnlichen Saal dazu gewählet, fragte er den Sohn um die Ursache, der ihm dann Wort für Wort erzählte, was der Vater auf seinem Todtenlager gesagt und verordnet. Lin-Kong stampfte mit dem Fuß, veränderte die Gestalt und sagte, gleich einem, der aus tiefem Schlaf erwacht: „mein Lehrer hat sich in seinem Leben umsonst bemüht, mir einen treuen Diener zu verschaffen und einen Bösewicht von mir zu entfernen. Er hat sich keine Mühe verdrießen lassen, und selbst nach dem Tode ein Mittel gefunden, seine Vorstellung an mich zu wiederholen. Das heißt ein unermüdeter Eifer." Augenblicklich ließ er den Saal zu den Ceremonien ändern, schaffte den Mi-tse-toan weg und nahm den Kiu-pe-yu zum Minister an. Das ganze Reich freuete sich über diese Veränderung und befand sich dabei wohl.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Gedanken und Aphorismen.